



Berlin, den 16. April 1904.

Die Jesuiten.

Dreihunderteinundsechzig Jahre sind eben verstrichen, seit die *Compañia de Jesus*, das Kriegsfähnlein Christi, ins Feld zog. Schon 1540, in der Septemberbulle *Militantis ecclesiae*, war die Gesellschaft von dem farneasischen Lebemann, der als Papst Paul III. hieß, anerkannt worden. Doch sie durfte einstweilen nur sechzig streitbare Mitglieder zählen. So hatte der Gründer, Don Jäigo Recalde de Loyola, selbst es gewollt: nur der lange und gründlich Erprobte, hatte er in dem Entwurf zum Ordensstatut gesagt, solle in die Gesellschaft aufgenommen werden; denn zum Dienst in der Miliz Jesu taugte nur, „wer durch Reinheit der Lehre und des Wandels ausgezeichnet und klug in Christo sei“. Bald aber zeigte sich, daß in Paris und auf anderen Universitäten viele Scholaren bereit und würdig waren, als *professi quatuor votorum* einzutreten. Die Bulle vom vierzehnten März 1543 hob denn auch die Begrenzung der Professenzahl auf und zum ersten General wurde, wie sich gebührte, Don Jäigo gewählt, der fünfzigjährige Ignatius, von dem Salmeron damals sagte: „Uns Alle hat seine von Gott stammende Weisheit in Christo gezeugt, seine Milch genährt und seine Hand soll uns, als die würdigste, jetzt die kräftige Kost des Gehorsams reichen.“ Das Häuflein war zur Armee geworden; und Ignatius, der auf Monte Cassino seinen pariser Feind Pedro Ortig, den Gesandten Karls des Fünften, und in ländlicher Stille den Papst seinem Plan gewonnen hatte, durfte getrosten Muthes nun wagen, die Welt zu erobern. Seit den Märziden des Jahres 1543 erst ist die *Compañia* eine

internationale Großmacht, werden ihre Professoren als „Jesuiten“ verehrt und beschützt, obwohl schon 1545 Petrus Canisius sich gegen diese entstellende Zusammenziehung wehrte und schrieb: „Fern sei uns die Annahme so heiligen Namens; kaum Christi Schüler sind wir, sind die zum Kampfe für sein Kreuz ausgehobenen Rekruten.“ Vergebens wurde in jedem Jahrhundert der Protest erneut: der Name blieb, die Macht und der Schrecken. Dreihundertein- undsechzig Jahre... Und fast sind schon wieder neunzig Jahre vergangen, seit die Bulle *Sollicitudo omnium ecclesiarum* den 1773 vom vierzehnten Clemens aufgelösten Orden wiederherstellte. Das geschah am siebenten August 1814. Pius VII. war zwei Monate vorher aus dem Exil heimgekehrt, in das ihn die Brutalität des Korsen gezwungen hatte, er versuchte, mit seinem klugen Staatssekretär Consalvi, eine rasche Restauration der Papstherrschaft und sah ein, daß er für die Schlacht bessere Truppen als die auf Loyolas Kriegsschule erzogenen nirgends finden könne. Seitdem hats, jauchzend oder seufzend, jeder Papst eingesehen. Die Macht der *Societas Jesu* wuchs, als Graf Mastai-Ferretti auf dem Stuhl Petri saß, und ist unter dem zehnten Pius nicht kleiner geworden, als sie unter dem neunten gewesen war. Doch auch die Kraft des Schreckens hat sich seitdem nicht verringert. Noch immer geht, bis in unsere Tage, ein Schauern durch die akatholischen Länder, wenn den Jesuiten das Thor, ein Thorspältchen nur geöffnet wird. Die Männer im schwarzen Kleid, mit dem schwarzen, flachen, breitkrempigen Hut auf dem, nach der Ordensregel, erdwärts gebeugten Haupt, dessen Auge am Boden haftet und jeden Menschenblick meidet, werden noch heute gefürchtet, als trügen sie nicht des Heilands, sondern des Satans Gardefahne. Wir erleben jezt wieder. Eine obsoleete Bestimmung nur, ein Paragraph, den kaum die Noth politischen Kampfes rechtfertigen konnte und dessen Beseitigung längst auch eifrige Kulturkämpfer gefordert hatten, ist aufgehoben worden. Dem Orden bleibt jede Niederlassung verboten; nur dürfen die ihm Angehörigen fortan, wenn sie Ausländer sind, nicht mehr aus dem Bundesgebiet gewiesen, wenn sie deutsches Bürgerrecht haben, nicht mehr in bestimmte Bezirke gesperrt werden. Daß dieser Paragraph seit Jahrzehnten mindestens unnötig geworden ist, kann kein waches Hirn leugnen. Dennoch ist im deutschen Land, das so Vieles, ohne vernehmlich zu murren, hinnahm, ein Furor zu spüren; kein gewaltiger Lutherzorn, der in Rom ängsten könnte, doch ein Ressentiment, das in großen und kleinen Bundesstaaten die Regierenden zu Geständnissen und Beschwichtigungen zwingt und den Protestantismus wieder einmal protestiren lehrt. Leitartikel, Versammlungen, Resolutionen: nimmer

will sich erschöpfen und leeren. Und da auch einzelne Leser der „Zukunft“ finden, über die ungemein wichtige Staatsangelegenheit sei bisher hier nicht ausführlich genug geredet worden, will ich zunächst, ohne irgend Wesentliches daran zu ändern, ein paar Glossen wiederholen, die ich vor elf Jahren schrieb, und dann prüfen, ob sich und was in dieser Zeitspanne gewandelt hat.

*

Als der elfjährige Joseph de Maistre 1764 von der Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich hörte, sprang er zur Mutter und rief, in kindlichem Jubel: *On a chassé les Jésuites!* Die Mutter aber nahm ihn bei der Hand und mahnte, er solle so nicht von einem Ereigniß sprechen, das für die Religion ein furchtbares Unglück sei. Der kleine Joseph hat sich gemerkt; im Hause seiner Eltern — in Chambéry, gar nicht weit von Genève, wo damals Voltaire schon lebte, den De Maistre später so unbarmherzig verspotten sollte — waren die frommen Väter Jesu gern gesehene Gäste. Und wie sie den Knaben mit ihrem Geist erfüllten: auf jedem Blatt seiner Schriften kann man erkennen, von jedem Stein dieser noch immer glänzenden Monumente neukatholischer Gedankenbaukunst es ablesen. Jesuitisch ist seine beinahe noch über Bossuet hinausgehende Papst-Vergötterung, jesuitisch seine selbst in Frankreich kaum wieder erreichte Dialektik, jesuitisch auch sein fast fanatischer Haß gegen den Protestantismus, der ihn, als Frau von Staël seine Ansicht über die anglikanische Kirche hören wollte, den frechen Wig finden ließ: *Eh bien, oui, madame, je conviendrai qu'elle est parmi les églises protestantes ce qu'est l'orang-outang parmi les singes.* Und doch war selbst dieser literarisch begabteste Schüler Voholas als Kind ganz von den Vorstellungen befangen gewesen, die lange schon — und besonders lebendig seit dem Auftreten der Jansenisten und Pascals — sich sogar in der katholischen Welt über Wesen und Wirksamkeit der Jesuiten verbreitet hatten und die heute noch die Gemüther beherrschen. Die Antipathie der Protestanten — die fast noch stärker übrigens von den Anhängern der griechischen Kirche empfunden wird — ist ja leicht zu begreifen. In den Jesuiten bekämpft der Protestantismus seinen gefährlichsten Feind. Nicht so sicher ist aber die Antwort auf die Frage, ob es für diesen Kampf irgend welche Bedeutung hat, wenn die Gesellschaft Jesu im Deutschen Reich wieder öffentlich wirken darf, oder ob die Gedankenwelt der neukatholischen Kirche nicht vielleicht so völlig vom jesuitischen Geist durchtränkt ist, daß eine Fehde gegen die offiziellen Jesuiten nur noch einer Gespensterschlacht gleicht, die von den Erschlagenen beider Lager in

den Wolken ausgekämpft wird, während unten, im Land mangelbarer Interessen, die lebendigen Streiter einander längst die Hand zum Frieden gereicht haben.

Der Jesuitenorden wurde gestiftet, wie man in unseren Tagen Vereine zur Abwehr der Sozialdemokratie und des Antisemitismus gründet; nur hat er, weil seine Lehren auf der erstaunlichsten Menschenkenntniß beruhen, die jemals gesehen ward, sich wirksamer bewährt, als es aller Voraussicht nach den Vereinen der Richter und Rindert beschieden sein wird. Zufall scheint es heute noch Manchem, daß Ignaz von Loyola, der am Hofe Ferdinands des Katholischen Pagendienste gethan hatte, durch die Wunde, die er bei der Belagerung von Pamplona erhielt, zu den geistlichen Uebungen geführt wurde, aus denen dann seine berühmten *Exercitia spiritualia* und die Ordensstiftung entstanden. Lombroso, der Loyola getrost zu den religiösen Irren und Mattoiden zählt, scheint auch wirklich die Verkon-Weisheit zu glauben, daß es ohne die Verwundung Loyolas und ohne die Refonvalezzenten-Muße, die ihn zu den geistlichen Uebungen trieb, einen Jesuitenorden nicht geben würde. Mit dem selben Recht könnte man etwa behaupten, ohne die Muße, die Herr Eugen Richter eines Sommers in Heringsdorf fand, wäre die neue Spezies des Sozialistendöters nicht aufgekomen. Das Sehnen aber erschafft den Messias: gegen Luther mußte ein Loyola, gegen Bebel ein Richter erstehen; und es war das besondere Glück der katholischen Kirche, daß sie zur Bekämpfung des gefährlichsten Gegners auch den am Besten gewaffneten Streiter fand, ihren Ignatius, einen der subtilsten Seelenerkener aller Zeiten. Noch heute bietet das Lesen der *Exercitia spiritualia* den verführerischsten Genuß und in Paris ist das Buch durch Bourget und durch Maurice Barrès ja gegen Ende der achtziger Jahre fast wieder zu einem mondänen Toilettenartikel geworden; ob aber nach dreihundert Jahren noch ein halbwegs kultivirter Europäer — wenn diese Menschensorte dann überhaupt noch giebt — nach Eugens „Zukunftsbildern“ greifen wird?

Der Unterschied beruht nicht allein auf der Verschiedenheit der Personen. Joseph de Maistre sagte zum Volk: *Les abus valent mieux que les révolutions*; und da möchte Herr Richter wohl beistimmen; aber er hütet sich weislich, nach dem Muster des Franzosen etwa den Königen von heute, den Geldmännern, zu sagen: *Les abus amènent les révolutions*. Luthers Werk brachte keine Revolution, nur — fast möchte man sagen: leider nur — eine Reformation; und doch war das von den Vasken Loyola und Xavier geführte Corps gleich bereit, unhaltbare Stellungen aufzugeben, um sie dann später zurück zu erobern, wenn die alten Waffen geschärft und zu

neuen Kämpfen auch neue Rüstungen geschmiedet sein würden. Pamphlete gegen die neue Lehre hätten 1540 so wenig wie 1890 genügt; Wittenberg war nur zu bekämpfen, wenn der Gemeinschaft, die geistig in Rom heimisch war, das Leben so angenehm und so behaglich gemacht wurde, daß ein Wechsel des religiösen Klimas sie gar nicht verlocken konnte. Auch heute wird selbst die geringste Verbesserung der Gegenwartstaaten wirksamer die Zukunftstaaten bekämpfen, als es die längsten Brochuren und Reden vermögen.

Als Sanct Ignatius ist Loyola vom fünfzehnten Gregor heilig gesprochen worden. Wenn jemals eine, entsprach diese Ehrung einem Verdienst; denn der Vaske hat in kritischer Zeit für die katholische Kirche kaum weniger vollbracht als Paulus für das Urchristenthum. Fast nie sind die reinen Idealisten, denen die weithin wirkenden Erfolge gelingen; deren ideale Forderung stellt an die Durchschnittsleistung der Menschheit zu hohe Ansprüche und über die Sektenbildung kommen sie selten hinaus. Jesus von Nazareth und Franz von Assisi konnten zu Martyrien begeistern, aber Paulus und Loyola haben die dogmatischen Massenquartiere erbaut, in denen sich, ohne allzu erhebliche Kosten und namentlich ohne allzu drückende Entbehrungen, doch recht behaglich leben ließ. Häuser von klösterlich strengem Ansehen, wo aber als Motto doch an allen Wänden das Wort des Tartufe zu lesen war: *Il y a avec le ciel des accomodements*. Auch Luther hat, ob ihn zunächst auch Gewissensnöthe zum ernstesten Schritt drängten, ein Bißchen nach diesem Rezept gehandelt; wie Paulus die Beschneidung und die Ehelosigkeit aufgab und seiner Gemeinde, ganz unchristlich, der heidnischen Obrigkeit zu gehorchen empfahl, so mußte auch der Reformator von Wittenberg schließlich viele der dem modernen Bewußtsein anstößigsten Seiten der katholischen Kirche bestehen lassen, um durch solches Kompromißwerk seiner Lehre überhaupt erst Verbreitung zu geben. Was wir Weltgeschichte nennen, vollzieht sich in Kompromissen; und es erinnert an das tragikomische Mühen des Edlen von La Mancha, wenn heutzutage schwächliche Professoren aus Luthers klug gefügtem Bau ein Steinchen entfernen möchten, ohne dabei zu bedenken, ob am Ende nicht das ganze Gebäude dadurch ins Wanken geräth. Loyola war klüger und deshalb konservativer; in ihm mischte, wie in Paulus, Schwärmerei sich sehr glücklich mit taktischer Kunst, Fanatismus, der fortreißen, mit duldsamer Nachsicht, die fesseln konnte; und diese Mischung erklärt, daß ihm das schwierige Werk gelang, gegen einen Weltensturm für Jahrhunderte die Priesterherrschaft zu sichern und, unter Schonung alles Bestehenden, die katholische Kirche für die Bedürfnisse einer veränderten Zeit so auszubauen, daß auch

die Weltlust in ihr sich heimisch fühlen konnte, — so lange sie im Corps der Kirche den befohlenen Dienst thun und zur gebotenen Stunde vor dem entsündigenden Priester in Demuth ihr Haupt beugen wollte.

Die Epoche der Ritterlichkeit ging zu Ende, an die Stelle der Einzelgefechte, die persönliche Tapferkeit entschied, traten die Massenkämpfe, die Futter für Pulver und blinden Gehorsam verlangen, und auch dem römischen Bischofsstuhl nahte allmählich die Nothwendigkeit, statt der Märtyrer und der Paladine nun Soldaten zu werben, eine Kolonial-Armee, die den Kampf gegen Keger und Heiden in fest geschlossenen Gliedern aufnehmen könnte. Um die geistige Potenz der Papstreiter war es damals nicht sonderlich bestellt. Die Wittenberger hatten mit ihrem überlegenen Wissen gegen die päpstliche Beschränktheit meist recht leichtes Spiel. Da rückte Loyola in die Bresche, mit einer kleinen Gardecompagnie zunächst, doch mit einer, die aus gründlich gebildeten Kämpfern bestand, und Papst Paul III. konnte nicht zögern, dieser Leibwache seinen apostolischen Segen zu spenden. Rom hatte Soldaten, auf Leben und Tod ergebene, und der neue Feldhauptmann brachte auch eine neue Strategie *siz und' fertig* mit, die den Papstkönig schmeichelnd verlocken mußte. Ichsbat, schreibt Ignatius, „Seine Heiligkeit, einen Richter zu ernennen, der unsere Lehren und Sitten prüfen möge; würden sie schlecht befunden, so gebühre mir Verweis oder Züchtigung, im anderen Fall aber Gunst. Obwohl der Papst Grund gehabt hätte, meinem Wort zu mißtrauen, nahm er es freundlich auf und lobte unser Talent und nütliches Streben“.

Troßdem wurde anfangs den Jesuiten der Erfolg nicht ganz leicht; sie waren zu gefährliche Konkurrenten, um nicht gegen sich die ganze geschäftige Pfaffenheit zu waffnen, und es erging ihnen, wie es heute einer neuen Partei oder Zeitung ergeht, zu deren Vernichtung auch die Feinde von gestern sich eilig verbündeten. In solchem Streit siegt die Stärke allein und Loyolas verwegene Jagd war gerüstet, den brutalsten wie den perfidesten Feind zu bestehen. Die Soldaten Jesu hatten gelobt, allen irdischen Schätzen zu entsagen, denn die Reformatoren wetterten schon gegen die Sucht des Klerus nach den Reichthümern dieser Welt; allgemach aber führten die frommen Väter bezahlte Unterrichtskurse ein und durch kluges Haushalten und durch eine ergiebige Kolonialpolitik soll ihnen gelungen sein, im Lauf der Zeit mehr Schätze aufzustapeln als jemals ein anderer Orden. Heiden, Juden und Lustbirnen, so sagten sie, wollten sie belehren: und wirklich errangen sie namentlich in Asien, wo sie, trotz allen päpstlichen Bullen, geschickt mit dem Fetischismus zu paktiren und nebenbei ihre Kräfte zu füllen verstanden, außerordentliche

Erfolge; aber diese Thätigkeit hatte doch mehr dekorative und finanzielle Bedeutung und die Hauptsache blieb immer die Begründung und Festigung eines neuen Katholizismus, der, nach dem paulinischen Wort, sich in die Zeit schicken sollte, denn wieder war böse Zeit. Und dieses Bemühen gelang so vollkommen, daß der Petitionsturm der anderen Orden, die sich auf Caraffas und Canos Warnung berufen konnten, bald verbrauchte und die Parole aufkam, den Jesuiten, statt sie unklug zu bekämpfen, klug nachzustreben.

Darüber gingen annähernd hundert Jahre hin, bis das große Ungewitter von Port-Royal hereinbrach, bis gegen die Jesuiten sich die Jansenisten erhoben und, Allen voran, Blaise Pascal seine unbarmherzigen „Briefe an einen befreundeten Provinzial“ schrieb. Aus den Büchern der Escobar, Lessius, Sanchez, Vasquez und anderer jesuitischen Führer bewies Pascal, mit unwiderleglicher Schärfe und in einer Sprache von zwingender plastischer Kraft, wie seltsam die Sittenlehre war, die von den Nachfolgern Loholaf gepredigt wurde. In gehäufster Menge und mit der peinlichen Sorgfalt eines Archivars bringt der Ankläger die Beispiele herbei und man würde die Unwahrscheinlichkeiten, die er berichtet, nicht glauben, wäre bei jedem Citat nicht deutlich das Buch und die Seite bezeichnet, wo man es nachprüfen kann. Das ganze System der *restrictio mentalis*, des *methodus dirigentiae intentionis*, des *Probabilismus* tritt aus dem tiefster Gewissensempörung entsprungnen Pamphlet doch so deutlich, trotz seiner frivolen Verhüllung, hervor, daß der Schlag zunächst vernichtend erschien. Der Versuch, die Lehren Einzelner als für den Orden unverbindlich hinzustellen, konnte einer Gemeinschaft nicht gelingen, deren Mitglieder zu blindem Gehorsam verpflichtet waren: *perinde ac si cadaver essent*. Wenn Pascal bewies, daß ein Jesuit den Mordhelfer, der um Geld nicht, der um „höherer“ Interessen willen nur gemordet hatte, des kirchlichen Schutzes nicht für unwürdig hielt, daß ein anderer jeden Betrug, der eine Art von sozialem Ausgleich herbeiführte, zu rechtfertigen bereit war, daß ein dritter die Simonie und die schlimmste erotische Verirrung beschönigen konnte, immer nach der Methode des *distinguendum est*, — dann hatte er nicht den Einzelnen nur an den Pranger gestellt, sondern die Sittlichkeitslehre des ganzen Ordens. Der Schlag schien vernichtend; und dennoch hat er ernstlich den Betroffenen nicht geschadet und so rasch führte der Siegesmarsch die Jesuiten vorwärts, daß selbst Voltaires königlicher Freund, den man doch den erleuchtetsten Despoten genannt hat, bald darauf ihnen bereitwillig seine Schulen öffnete. Die liberalen Mannesseele, die gar so laut für die friderizianischen Grundzüge schwärmten, sollten nicht, dürften nie-

maß vergessen, daß Friedrich, ihr Großer, an den königlichen Schulen die Jesuiten lehren ließ, — unter der Bedingung, daß sie ihr Ordenskleid ablegten.

Friedrich hatte in seinem Preußen kaum Etwas zu fürchten und war, wie auch sein über die Geschichte der Emser Depesche doch wohl noch weit hinausgehendes Drängen nach kriegerischer Eroberung Schlesiens beweist, von zärtlichen Vorurtheilen nach jeder Richtung frei. Den anderen Monarchen aber — und nicht zuletzt gerade den katholischen — wurde der jesuitische Einfluß allgemach doch verdächtig. Sie sahen sich hier einer neuen, einer täglich wachsenden Macht gegenüber, deren revolutionirenden Geist ihr Instinkt wohl mehr als ihr Verstand witterte; sie fühlten, daß da eine priesterliche Welt Herrschaft heretitet wurde und zugleich eine Demokratisirung der Kirche, die, statt so vieler großen und kleinen Gottesgnadenthümer, künftig nur das Gottesgnadenthum der Nachfolger Petri anerkennen mochte, zu dem einst Jesus gesprochen hat: „Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“ Lange vor der großen Revolution gaben die Jesuiten das gefährlich moderne Stichwort von der Souverainetät des Volkes aus und so eifrig unterminirten sie die leise schon wankenden Throne, daß Ganganelli, der als Papst Clemens XIV. hieß, dem Drängen der Monarchen endlich nachgeben und 1773 den Jesuitenorden aufheben mußte. Bald darauf starb er sehr plötzlich und der Volksglaube, der Pascals Anklagen inzwischen vergrößert und vergrößert hatte, beharrt bis heute dabei, der Papst sei von den Jesuiten vergiftet worden. Das ist Legende; sicher aber ist, daß auch in dieser Zeit äußerster Fährniß der Jesuitenorden konsequent blieb, daß er, in weiser Voraussicht, mit dem absterbenden Absolutismus jedes Kompromiß verschmähte und die Aenderung seiner Regeln durch den General Lorenz Ricci mit dem selbstbewußten Wort weigern ließ: *Sint, ut sunt, aut non sint*, — lieber nicht sein als anders sein. Nach anderer Ueberlieferung soll Clemens XIII, ihr Gönner, als von Frankreich her eine Statutenänderung verlangt wurde, das Wort gesprochen haben. Jedenfalls sprach es Einer, der das Wesen des Ordens erkannt hatte und wußte, daß der Wille dieser Schaar nicht zu brechen war. Auch da können moderne Fraktionen noch Mancherlei lernen.

Dem frohen Heidenthum waren die festlichen Spiele im sonnigen Tag von Olympia, dem asketischen Christglauben war der nächtig düstere Delberg bei Gethsemane ein Symbol. Weil aber zu heiterer Lust die Menschheit sich lieber als zu schmerzlicher Entsagung verlocken läßt, weil sie fremde Kraft lieber nützt als eigenen Vortheil zum Opfer bringt, deshalb konnte ein Welt-

erfolg auch der Kirche nur gelingen, die frühzeitig zwischen der Lust von Olympia und dem Leid von Gethsemane ein Kompromiß zu finden verstand. Die Aufgabe war, die Menschheit im Jügel zu halten, durch den Glauben an die unüberwindliche Stärke des Christengottes sie vom Götzendienste, von Jahwe und den asiatischen Himmelsbeherrschern abzugiehen, durch die ewiglichen Drohungen sie einzuschüchtern und ihr immer die Lehre ins Bewußtsein zu brennen, daß nur der Priester dem Laien den Stab zu bieten vermag der den Irrenden sicher an den gährenden Pforten zeitlicher und ewiger Verdammniß vorüberfährt. Dieser Aufgabe konnte Alles geopfert werden: weltliche Legitimität und Autorität konnten in Scherben fallen, wenn nur der Fels Petri erhalten blieb, in ragender Pracht; das Volk mochte immerhin seine zeitlichen Geschicke bestimmen, Throne stürzen und Privilegien niederrennen, wenn es die sündige Seele fein fromm nur in die Hände des Priesters befaß. Der Weg von der entsagenden Lehre des Galiläers bis zu den Beschlüssen des Tridentinischen Konzils war gewiß nicht leicht zu entdecken, denn er sollte die beiden Pole der Weltbetrachtung verbinden: das Begehren und das Verzichten; daß dieser Weg dennoch gefunden und mit zäher Ausdauer beschritten wurde, gab den Zauberern von Rom die magische Kraft. Gilt der Heilige Stuhl nicht als von dem Fischer vererbt, der dreimal den Herrn verleugnet hatte und dennoch selig ward? Solches Kunststück mußte die Bewunderung der Männer erregen, die der Menschheit den Himmel verhießen und ihr auf der Erde doch das Leben behaglich zu machen verstanden.

Die Trace zu diesem Weg fanden die Jesuiten schon abgesteckt und sie brauchten ihn nur zu ebnen, mit dem gleißenden Ries ihrer Dialektik zu bestreuen und auf beiden Seiten feste Marksteine zu errichten. Das hatte Blaise Pascal im Uebereifer des Pamphletisten nicht beachtet. Das beachten auch heute noch nicht die Eiferer wider Loyola und seine Jünger. Auf eine leicht verdauliche Kompromiß-Moral war fast immer und überall schon das Bemühen der Kirchenväter gerichtet, von Sankt Augustinus, der jeder Lüge ein zierliches Kleid anmaß, bis zu Sankt Thomas von Aquino, dem aus dem Dirnenhandwerk sogar der Gewinn nicht unlieblich duftete und der für den Mord eines Tyrannen duldsame Auslegung fand. Was Pascal den Jesuiten vorwarf, Das hatten, längst vor Loyola, Päpste, Dominikaner und Franziskaner gelehrt und geübt und den Jesuiten blieb nur das eine, freilich nicht gering zu schätzende Verdienst, daß sie eine alte, verzettelte Praxis in ein neues und haltbares System brachten und damit für Rom die Möglichkeit schufen, von der Vertheidigung zum Angriff überzugehen. Die Doktrin fanden sie, die

Bereitwilligkeit, eingewurzelter Begier und volksthümlichen Vorstellungen auf halbem Wege entgegenzukommen; aber sie wurden die Praktischen Aerzte, die das Rezeptgeschäft erst in Schwung brachten und für jeden Bedarf die Mittel bereit hielten, narcotische und anaesthetisirende und die ganze Apotheke der Palliative. Noch 1790 wurde dem Lord Bolingbroke, der in Rom die Jesuitenschüler musterte, gesagt: „Auf Wunsch können wir auch Märtyrer liefern“. Und in der Zeit des Ausnahmegesetzes wurde dieser Artikel wieder beliebt.

Der traurigen Thatsache, daß die katholische Geschichte so wenig bekannt ist, war der Lärm um die Unfehlbarkeit des Papstes, ist heute der Jesuitenlärm zuzuschreiben. Das Vatikanische Konzil von 1870 war nicht der Anfang, sondern der Abschluß einer neuen römischen Evolution. Daß dem Vermögen des Papstes keine Grenze gesetzt ist, daß er Alles kann — extra jus, supra jus, contra jus —: Das hatte schon das kanonische Gesetz verkündet, das Tridentinische Konzil hatte es feierlich bestätigt und der ganze Streit um die Unfehlbarkeit war überflüssig, nachdem vorher schon Bonifaz VIII. die Bulle Unam Sanctam mit dem Satz geschlossen hatte: „Wir sagen, erklären, verkünden und erhärten, daß die Unterwürfigkeit aller menschlichen Kreatur unter den römischen Papst für das Seelenheil absolut nothwendig ist.“ Und auch Bonifaz war nicht einmal der früheste Verkünder solcher Gottähnlichkeit. Lange vor ihm hatte Hildebrand die Fürsten gesucht.

Genau so verspätet ist heute die Jesuitenfurcht. Es ist niemals nützlich, erwachsene Menschen mit dem Schreckbilde Schwarzer Männer zu verängstigen, mit den Herrfrägen von Ritualmördern und Jesuiten, die auf leisen Sohlen einherschleusen, den Dolch und das Gift im Gewande. Solche Wahnvorstellungen lenken die Aufmerksamkeit nur von realeren Gefahren ab, denen man mit aller Kraft doch begegnen müßte. Der im üblen Sinn jüdische Geist hat heute den größten Theil des im Zwischenhandel thätigen Kapitals infizirt, auch des unbeschnittenen, und der jesuitische Geist hat die katholische Kirche seit den Tagen von Wittenberg und Trient so völlig durchtränkt, daß die Väter Jesu längst allmächtig im Vatikan herrschen. Und wenn im frommen Wuppenthal ein professoraler Protestant, nicht allzu geschmackvoll, die Jesuiten mit der Cholera verglichen hat, gegen die man sich wehren müsse, so sollte er erstens bedenken, daß wir den Bazillus dieser Seuche längst schon im Lande haben, und zweitens, daß auch die Cholera wirksamer durch rechtzeitige Sanirung des Ortes und der Menschen bekämpft wird als durch Strafparagrafen und hastig erzwungene Desinfektion.

Als Bismarck das Werk Luthers hastig fortsetzen wollte, wurde er, wie er

früh zu merken glaubte, von der Nation im Stich gelassen und mußte sich mit pädagogischen Erfolgen begnügen. Zweifelhaft mag sein, ob er, auch wenn eine nationale Fluth ihn getragen hätte, gegen das Riesenwerk der bewundernswürdigsten Menschenerkenntniß Etwas erreicht hätte. Aber mit Kleinigkeiten hat er sich nie abgegeben — die überließ er Adalbert Falk und dessen juristisch-bureaufkratischen Genossen — und nie hat er ernstlich zwischen jesuitischem und neukatholischem Geist unterschieden. Er hatte noch den delikaten Genuß, mit Leo dem Dreizehnten, verhandeln zu können, und für zwei kluge Männer, die auch äußerlich den welthistorischen Gegensatz germanischen und römischen Wesens repräsentirten, fand sich bald ein erträglicher *modus vivendi*. Wie leuchtet auf Lenbachs Bilde, das im Bismarckmuseum hängt, das Auge dieses Papstes . . . Eines Siegers Blick. Mit dem griechischen Schisma hat Leo XIII. seinen Frieden gemacht, er war der Freund des Zaren und hat doch die bewußte Taktik des Neokatholizismus fortgesetzt, die auf heimlichen Pfaden aus dem von schützenden Wällen allmählich entblößten Lager der Fürsten in die Schießgräben der demokratischen Angreifer fährt. Er konnte das Ideal zur Wirklichkeit wandeln, das dem jesuitischen Geist immer vorschwebte: den Traum von einer Weltdemokratie unter geistlicher Oberleitung und mit nachdrücklicher Parteinahme für die unabsehbare Schaar der sozial Unterdrückten. Als Barbarossa dem Papste den Steigbügel hielt, wollte er seine demüthige Stellung mit dem Wort rechtfertigen: *Non tibi, sed Petro*; der Papst aber setzte ihm den Fuß auf den Nacken und sprach übermüthig: *Et mihi, et Petro*. Das war die alte Taktik, die nur auf die Unterjochung der Fürsten bedacht war; heute gilt das strategische Bemühen den Völkern: die sollen dem Petrus und seinen Nachfolgern sich willig neigen, und wenn sie da sein fügsam sind, mögen sie immerhin einige Throne stürzen und die Besitzrechte der Reichen mit schwierigen Fäusten antasten. Rom stand stets auf der Höhe der Zeit und der Mode . . . Und die gute Mutter Josephs de Maistre hatte gewiß nicht Recht: auch ohne die Jesuiten kann die Religion und namentlich die jesuitisirte katholische Kirche herrlich bestehen.

*

Was hat sich in den letzten elf Jahren nun geändert? Die politische Organisation der deutschen Katholiken ist nicht stärker geworden, hat im Reichstag aber, wegen der Cachexie der protestantischen Bürgerparteien, an Macht noch beträchtlich zugenommen. Selbst für Schulkinder ist das Exem-

peleinfach genug: die Lutherischen haben sehr viele, die Römischen sehr wenige Stimmen an die Sozialdemokratie verloren. Vor elf Jahren hatte das Centrum sechsundneunzig, jetzt hat es hundert Siege im Reichstag; der protestantischen Bourgeoisie aber haben die Sozialdemokraten in der selben Zeit noch sechsunddreißig Mandate abgejagt. Schon diese Thatsache, die bewies, wie fest die Mauern der alten Kirche noch sind, mußte die Regirenden zum Nachdenken stimmen. Und sie brauchten keine über ihre Kraft reichende Intelligenz, um zu errechnen, daß für Heer und Flotte — und manches Andere — ohne Centrumshilfe eine Mehrheit nicht zu haben war. Nach Menschenermessen nie wieder zu haben sein wird, so lange die Sozialdemokratie im Jungfernanstande der Unschuld verharrt. Ernst wenn Herrn Bebel einst die Zügel entglitten sind und die von seinem Feuer zusammengeschiedene Partei entweder, à la française, in Grüppchen zerfällt oder sich bequemt, der Staatsgewalt ihre Unterstützung gegen werthvolle Konzessionen zu gewähren: dann erst wäre an eine akatholische oder gar antikatholische Mehrheit wieder zu denken. Bis wir so weit sind, kann das Centrum die prompte Erfüllung seiner Wünsche erzwingen und es ist sehr bescheiden, wenn es sich mit der Abtrennung eines Anhängels vom Jesuitengesetz begnügt; vielleicht nicht sehr klug: denn dieses Freyken wird ihm als wichtiges Beutestück angekreidet und erschwert ihm für eine Weile wenigstens den Versuch, einer schwachen Regierung höheren Sold abzutroyen. Thöricht aber ist, diese Partei zu schelten, weil sie dem „Gemeinwohl“ nicht uneigennützig Opfer bringe. Der Katholik glaubt eben, dem Gemeinwohl am Besten zu dienen, wenn er eifernnd dafür sorgt, daß seine Kirche auch in Luthers Heimath den alten Glanz wiedergewinnt. Ohne Kollektiveigennutz sind in der Politik nur Tröpfe. Auch die Rationalliberalen, die sich solcher Narrengloriose gern noch rühmen möchten, waren nie: sie haben sich mit Haut und Haar Bismarck verpflichtet, weil er die deutsche Welt für die Interessen der von ihrer Fraktion vertretenen Großindustrie einrichtete, und sind von ihm abgesehenkt, weil er für die Landwirthe, ihre Krippenkonkurrenten, mehr thun wollte, als ihnen lieb war. Was also wirft man dem Centrum vor, dessen Verständniße sozialer Pflichten doch das aller anderen bourgeoisen Parteien übersteigt und das auch demokratische Forderungen wirksamer verpochten hat als der Troß des Liberalismus? Schelten mag es der mit Bewußtsein Gottlose, der von Theologie und Teleologie nicht länger hören will, seines Lebens Sinn nicht nach der Weissagung alter Mythenbücher erfüllt zu sehen hofft. Die Christen aber sollten lange schon erkannt haben, wie unklug sie waren, als sie ehrwürdige Dogmen vom Rattenzahn der Vernunft benagen ließen, müßten nachgerade min-

bestens merken, daß ihr konfessionelles Begreife nutzlos ins Leere verhallt. Ist der Protestantismus stark und rüstig zum Kampf, so mag er sich wider Rom waffnen; ist ers nicht, so muß er gestatten, daß den Katholiken im Staatsbetrieb der Platz eingeräumt wird, der ihrem Politiktalent, ihrer zähen Kraft und Klugheit gebührt. Der protestantische Generalstab gestattet es auch. Industrielle, Bankleute, Händler rühren wegen der paar Jesuiten keinen Finger; und die Herren von Kohle und Eisen ließen die zum Heer angewachsene *Compañia de Jesus* morgen ins Land, wenn sie für solche Erlaubniß die rothen Gewerkschaften loswerden könnten. Den Lärm leistet das Häuflein der Professoren, Pastoren, Lehrer und Dekassirten, die von der Gestaltung der Volkswirthschaft nichts zu hoffen, nichts zu fürchten haben und deshalb, ohne sich in Unkosten zu stürzen, uneigennützig fürs Gemeinwohl erglühn können. Und ihr Wehgeschrei resonirt überall, wo kraftlose Sehnsucht nach einem neuen, den Ruf nach einer Reformation erworbenener Besitzrechte übertönenden Schlagwort langt. Ganz wie in Frankreich: Einkommensteuer und Arbeiterversicherung sind lästige, profitwidrige Sachen und jeder Jobber preist drum Herrn Combes, der sie ihm erspart und die lungennden Volkswinsten gegen die Pfaffen heyt. Ein uraltes Mittel; *et qui ne rate jamais*. Das bundesrätliche Spektakel war bei uns ja spottschlecht, ohne Takt und kluge Voraussicht der Wirkung, in Szene gesetzt; gegen den Beschluß selbst aber ist nichts Haltbares einzuwenden. Das Centrum brauchte, ehe es neue Regimenter, Geschütze und Schiffe bewilligte, für seine Wählerschaar eine sichtbare Konzession, hatte das Recht, sie zu fordern, und die Macht, sie zu erreichen. Und wenn der Kaiser dem Papst, den Bischöfen und Aebten immer neue Zeichen seiner Devotion giebt, den Herrn des Vatikans als Heiligen Vater anspricht und die als Weihestück des Keyerbekämpfers erprobte Benediktusmedaille um seinen Hals hängt, dann brauchen seine lutherischen Landsleute sich wegen etlicher schwarzen Patres nicht aufzuregen.

Die schwarzen Väter sind nicht schlimmer als weiße und braune; höchstens klüger. Auch Bismarck hätte sich nicht geschemt, ihnen eines Tages wieder die Grenze zu öffnen; unentbehrlich schienen ihm in Falls Hinterlassenschaft nur „die Kampfmittel gegen den Polonismus“ und die Gesetze, die das staatliche Hoheitsrecht über die Schule sichern sollten: alles Uebrige war beim Friedensschluß als Kompensation zu benutzen. Bismarck hatte erkannt, daß der Papst die Jesuiten braucht; „wenn er mit dem Jesuitenorden geht“, heißt es in „Gedanken und Erinnerungen“, „ist er stärker, als wenn er außerhalb seiner Residenz versucht, den Widerstand der weltlichen Jesuiten zu

brechen, die die Träger des parlamentarischen Katholizismus zu sein pflegen.“ Und in Bismarck war doch der alslutherische Haß noch so lebendig, daß er die Andeutung nicht unterdrücken konnte, die Jesuiten hätten den Cardinal-Staatssekretär Franchi, weil er ihnen zu sänftiglich war, ums Leben gebracht. Solche Anklagen hat jedes Jahrhundert gehört — und graves doctores von der Art des Paters Le-Moine, des Erfinders der dévotion aisée, haben dafür gesorgt, daß sie nicht verstummen —, aber geschadet haben sie dem Orden niemals. Schon Pierre Bayle hat, nach seiner zweiten Konversion, also nicht als Katholik, in seinem Dictionaire historique et critique gesagt: Je ne pense pas que jamais aucune communauté ait eu autant d'ennemis et au dehors et au dedans, que les Jésuites en ont eu et en ont encore: cependant leur autorité qui est montée si promptement à un si haut point, semble plutôt croître tous les jours que diminuer. Mais on n'a qu'à publier hardiment tout ce qu'on voudra contre les Jésuites: on peut s'assurer qu'on en persuadera une infinité de gens. Schon er hat bewiesen, daß Pascals Vorwürfe nicht etwa die Jünger Leopolds nur, sondern den ganzen Katholizismus trafen. Und so ist's geblieben. Noch heute wird Busenbaums Wort vom Zweck, der die Mittel heiligt, wie ein Bekenntniß unerhörter Schamlosigkeit citirt; und doch hatten schon vor dem Jesuiten-Hobbes und Machiavelli gelehrt, daß der Erfolg einer nützlichen That alle angewandten Mittel rechtfertige, hatte Fritz von Preußen gerathen, in Rothfäulen Spitzbubenkunst nicht zu verschmähen, und der Blick in älteste und neueste Geschichte zeigt, daß jedem Politiker zu ihn löblich dankendem Zweck jedes Mittel willkommen war, willkommen sein mußte. Die Amphibolie, den Probabilismus, die restrictio mentalis findet unbefangene Prüfung nicht nur im verschrienen Reich der Jesuitenmoral . . . Ist's nicht endlich Zeit, uns von der Furcht vor dem Schwarzen Mann zu befreien? Ignatius war, mag man ihn nach Ribadeneira, seinem ersten, oder nach Gothein, seinem letzten Biographen, beurtheilen, ein starker, feiner, im höchsten Sinn frommer Geist. Der Rationalist Stillingfleet hat ihn den geistlichen Don Quixote genannt und solcher Vergleich mit der menschlichsten Idealistengestalt der Weltliteratur klingt uns nicht mehr wie Kränkung. Doch dieser Ritter aus Baskenland war kein blinder Phantast wie der Junker aus La Mancha. Er kannte den Menschen, kannte, trotz aller Spaniermythik, genau die Mittel, die menschliches Handeln zu wirken, zu hemmen vermögen. Sein Glaube hat Millionen beglückt und das Fähnlein, das er ins Feld schickte, hat die Kirche Petri erobert und seinem Willen den ganzen Bannkreis römischer Macht unterjod, t.

Die Reform des Strafverfahrens.

Unsere arme Strafprozeßordnung hat eine recht freudlose Jugend gehabt. Was hat man nicht seit dem Tage ihrer Geburt an ihr herumgemäht! Weit mehr als an irgend einem anderen der großen Justizgesetze von 1879. Und nach gewissen Anzeichen zu urtheilen, ist ihre chronische Reformbedürftigkeit wieder einmal akut geworden. Eine ungewöhnliche Anzahl Auffehen erregender Strafprozesse des In- und Auslandes hat in den letzten Jahren die Aufmerksamkeit des großen Publikums mehr denn je auf die Handhabung der Strafrechtspflege und deren unglückliche praktische Bedeutung gelenkt. Vielfache Mißstände, die man dabei wahrnahm oder wahrzunehmen glaubte, wurden in den Tageszeitungen festgenagelt, an den Pranger gestellt. — oder wie es sonst im Jargon der sittlichen Entrüstung heißen mochte; so wurden sie denn auch ein bevorzugter Stoff für die Kritik der kundigen Thebaner, deren Weisheit, wie die König Salomos, von der Eder auf dem Libanon bis zum Kraute Ysop reicht. Man redete sich mehr und mehr in die Empörung hinein; und wer möchte, ja, wer dürfte heute noch an dem Dogma von der Heiligkeit des bestehenden Zustandes zweifeln? Die Strafprozeßordnung ist krank; Aerzte und Quacksalber drängen sich um ihr Lager und Jeder hat seine Arznei für den Patienten bereit. Einführung der Berufung ruft der Eine, Umgestaltung der Voruntersuchung der Andere, Nachbeerdigung der Zeugen ein Dritter; ein Vierter preist diese, ein Fünfter jene Panacee. Und jedes dieser Mittel hilft natürlich unfehlbar.

Aber auch die ernstere Facharbeit der Wissenschaft und der Gesetzgebung hat sich mit einem von Jahr zu Jahr steigenden Eifer der Fr ge nach der Umgestaltung unseres Strafverfahrens zugewandt. Die Reformliteratur ist kaum noch zu übersehen. Praktiker und Theoretiker, Professoren, Richter, Staats- und Rechtsanwälte bringen in Fachzeitschriften und besonderen Brochuren ihre Weisheit zu Markte und die Zahl der Verbesserungsvorschläge ist nachgerade Legion.

Bundesstaat und Reichstag haben in wiederholten, freilich ganz verfehlten und zum Glück vergeblichen Anläufen die Reformfrage zu beantworten versucht. Die deutsche Landesgruppe der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung hat sich im vorigen Jahr lebhaft und eingehend mit ihr beschäftigt und in ihrem Auftrage hat der Rechtsanwalt Heinemann einen bemerkenswerthen Gesetzentwurf über die Reform der Voruntersuchung ausgearbeitet, der in den Mittheilungen dieses fleißigen und verdienstvollen Vereins veröffentlicht worden ist. Auch sonst sieht die Anwaltschaft diesem reizen Treiben nicht müßig zu. Eingedenk seiner nicht geringen Verdienste um die jüngste Revision der Civilprozeßordnung, hat der Berliner Anwaltverein eine Kommission

gewählt, um gründlich über die Neugestaltung des Strafverfahrens zu berathen, und wie man hört, ist diese Kommission rastlos an der Arbeit. Und endlich tagt zur Zeit im Reichsjustizamt ein von der Regierung einberufenenes concilium medicum, das über eine Radikalkur des kranken Strafprozesses berathen soll. Seine Berathungen und Beschlüsse deckt bisher der Schleier undurchdringlichen Geheimnisses und Mancher fürchtet, daß es über kurz oder lang „nach bräuchlichen Gelagen“ auseinandergehen wird wie weiland der szejler Landtag. „Gut! Regn' es denn, so lang es will und kann.“ Wenn wirklich, wie hier und da verlautet, die Mehrheit dieser Notabelnversammlung allen durchgreifenden Neuerungsvorschlägen ein zähes bureaukratisches Non possumus entgegensetzt, wenn man sich wirklich damit begnügen sollte, die alte Fassade an ein paar rissigen Stellen neu zu verputzen: es wäre jammer schade. Der Himmel wolle verhüten, daß auch diesmal ein großer Aufwand schmachlich verthan werde!

Wer es mit unserem Volk und dem für die Freiheit und die Ehre seiner Bürger wichtigsten Theil seines Rechtswesens, der Strafrechtspflege, gut und ernst meint, sollte sich dieses regen Reformeifers freuen. Freuen vor Allem darüber, daß dieser Eifer auch in den Kreisen der Nichtjuristen weit um sich gegriffen hat und so den technisch-gesetzgeberischen Bestrebungen der Fachmänner die Protektion der allmächtigen Tagespresse verbürgt. Auch nicht über diesen Eifer wollte ich mich vorhin aufhalten, sondern über den Ueber-eifer, der immer mehr schadet als nützt, der seine aus dem letzten Leitartikel geschöpfte Weisheit kuhwarm an den Mann zu bringen sucht, der, sobald er irgend einen Mißstand entdeckt zu haben glaubt, sofort nach dem Gesetzgeber, diesem Helfer in allen Nöthen, schreit, der nach echter Dilettantenart, ohne nach dem Grunde des Uebels zu forschen, an Symptomen herumdoctort und mit schnellfertigem Urtheil über Fragen abspricht, über die sich der erfahrenste Fachmann nur mit Zagen zu urtheilen getraut. „Die lieben Heitern, die so gar nichts von den stillen Rissen wissen“, sie schaden wirklich mehr, als sie ahnen. Mancher Laienlobredner des Schwurgerichtes — einen davon werden wir uns noch näher ansehen müssen — versicht das vielgepriesene und viel gescholtene Institut mit Gründen, die, wenn sie richtig wären, nicht morgen, sondern heute zu seiner Abschaffung führen müßten. Und wie viel hat das populäre Schlagwort von der Einführung der Berufung dazu beigetragen, den Blick von dem wahren Sitz des Uebels abzulenken! Als ob ein Baum, der in der Wurzel krank ist, auf die Dauer gesunde Früchte tragen, als ob eine Häufung der Instanzen wieder gut machen könnte, was die geheime inquisitorische Voruntersuchung im Keim verdorben hat! Die leidenschaftliche Agitation für die Berufung trägt sicher die Hauptschuld daran, daß der Punkt, vielleicht der einzige, jedenfalls der wichtigste, wo eine durchgreifende Umge-

staltung des Verfahrens alsbald einsetzen muß, wo wirklich Gefahr im Verzug ist, noch lange nicht genügend beachtet wird.

Aber warum so hart mit den Laien ins Gericht gehen, wenn sie für den Segen der Verurteilung schwärmen und in blinder Begeisterung nicht sehen wollen, daß auch die Verurteilung ihre zwei Seiten hat? Haben wir doch erst jüngst erlebt, daß ein Richter, dem es an praktischer Erfahrung auf dem Gebiete des Strafprozesses keineswegs mangelt, in einer angesehenen Fachzeitschrift allen Ernstes an den festesten Säulen unseres Strafverfahrens zu rütteln versuche. Herr Landgerichtsdirektor Leuschner, der durch seine Leitung des *Awilecki*-Prozesses bekannt geworden ist, hat sich in der zweiten diesjährigen Nummer der Deutschen Juristen-Zeitung gegen die Folgerungen verwahrt, die Professor Rosenfeld aus den Lehren dieses Prozesses für die Reform des Strafverfahrens gezogen hatte. In dem häuslichen Streit darüber, ob in diesem Prozeß immer die richtige Form des Verhandeln gewählt worden und auf welcher Seite man etwa über die Grenze des Erlaubten und Ueblichen hinausgegangen ist, will ich mich hier nicht einmischen. Die Billigkeit fordert das Zugeständniß, daß der Landgerichtsdirektor nicht überall im Unrecht zu sein scheint. Dem aber, was er über die Mängel unseres heutigen Beweisverfahrens sagt, muß ich mit allem Nachdruck widersprechen. Leuschner wünscht, daß jedem erkennenden Strafrichter größere Freiheit in der Gestaltung der Beweisaufnahme zugewilligt werde; er klagt darüber, daß heute das Gericht — mit Ausnahme der Schöffengerichte — leider Zeugen nicht ablehnen dürfe, auch wenn der Punkt, über den sie zu hören sind — nach seiner Ansicht — schon genügend geklärt sei; die Strafkammer und der Schwurgerichtshof müßten, um nicht der Revision zu verfallen, alle Zeugen vernehmen, deren Ladung beantragt sei, selbst wenn sie diese Zeugen für überflüssig oder unerheblich hielten, sobald sie nicht in der Lage seien, die Behauptung, um die es sich handelt, als wahr zu unterstellen.

Man traut seinen Augen nicht, wenn man diese Sätze liest. Zunächst ist grundfalsch, was darin von dem geltenden Rechtszustand behauptet wird. Unsere Strafkammern und Schwurgerichte haben nicht nur schon jetzt das Recht, die Ladung von Zeugen als thatsächlich unerheblich abzulehnen: sie machen auch von diesem Rechte tagtäglich den denkbar ausgiebigsten Gebrauch. Nur durch eine Schranke sind sie gebunden; durch den § 377^b der Strafprozeßordnung, wonach ein Urtheil in der Revisionsinstanz aufzuheben ist, „wenn die Vertheidigung in einem für die Entscheidung wesentlichen Punkte durch einen Beschluß des Gerichtes unzulässig beschränkt worden ist.“ Die Strafkammer darf und soll schon jetzt jeden Beweis Antrag ablehnen, der nach ihrer Ueberzeugung einen für die Entscheidung unwesentlichen Punkt betrifft. Freilich auch jeden Beweis erheben, der für die Entscheidung wesent-

lich ist. Will Leuschner hieran wirklich Etwas ändern und auch die Ablehnung wesentlicher Beweisangebote zulassen oder wenigstens dem Revisionsgericht die Prüfung der Frage entziehen, ob die Ablehnung eines Beweisangebotes zulässig war, weil er einen für die Entscheidung unwesentlichen Punkt betraf? Es scheint doch so. Welchen Sinn könnte seine Klage sonst haben? Als Ideal schwebt also Herrn Leuschner ein Verfahren vor, in dem die Strafkammer, wenn sie die Sache als genügend geklärt erachtet, jede Beweisaufnahme ohne Weiteres als unzulässig ablehnen dürfte, ohne daß dieser Beschluß, der doch das Urtheil vorwegnimmt, der sachlichen Nachprüfung des Revisionsgerichtes unterläge. Beispiel: Gegenstand der Verhandlung eine Schlägerei. Der Angeklagte erklärt: Der Verletzte hat mich zuerst mit einem offenen Messer angegriffen, ich habe mich nur gewehrt; ich beantrage, den A. als Zeugen hierüber zu vernehmen. Unanfechtbarer Gerichtsbeschluß: der Antrag wird abgelehnt; der Verletzte bestreitet unter seinem Eide, den Angeklagten angegriffen zu haben; das Gericht hält durch diese Aussage, die einen durchaus glaubhaften Eindruck macht, die Sache für hinreichend aufgeklärt und weitere Beweisaufnahme für überflüssig. Dem erkennenden Strafrichter muß — sagt Leuschner — größere Freiheit in der Beweisaufnahme zugestanden werden. Zweites Beispiel: B. ist des Mordes angeklagt; C. will ihn, als der tödtliche Schuß fiel, am Thatort gesehen haben, ein rauchendes Pistol in der Hand. B. erklärt: C. muß sich in der Person irren; ich bin zur Zeit der That in dem fünfzig Meilen entfernten Ort X. gewesen; Das werden D. und E. bekunden; ich beantrage, sie zu vernehmen. C. wird zum Ueberflus noch einmal vorgelesen: Ich irre mich nicht. Darauf unanfechtbarer ablehnender Beschluß, wie vorhin, Todesurtheil, Hinrichtung; denn der erkennende Strafrichter muß — nach Leuschner — u. s. w. u. s. w. Man wende mir nicht ein: Solche Beweisangebote wird doch kein deutscher Richter ablehnen. Ja, wenn nicht auch ein deutscher Richter im allerbesten Glauben und in der festen Ueberzeugung, das Rechte zu thun, einmal fehlgreifen könnte, brauchten wir ja überhaupt keine Strafprozeßordnung.

Aber wir sind ja ganz damit einverstanden, daß der Strafrichter überflüssige und unerhebliche Beweisangebote ablehnen darf. Er darf es ja heute schon. Wozu also eine Erweiterung seiner Befugnisse? Wenn der Strafrichter in einem solchen Fall die wohlbegründete Ueberzeugung gewonnen hat, daß der angetretene Alibibeweis eitel Schwindel ist, daß die Sache dadurch nur verschleppt werden soll, dann darf er den Beweisangebot ablehnen, — vorausgesetzt freilich, daß er seine Ueberzeugung dem Revisionsrichter gegenüber durch stichhaltige Gründe rechtfertigen kann. Habe er dann nur ruhig den Muth seiner Ueberzeugung; das Reichsgericht wird ihm schon Recht geben. Wir verlangen ja nur, daß ein Beschluß von solcher Tragweite nicht

völlig in das diskretionäre Ermessen des erkennenden Richters gestellt werden, nicht ganz der Nachprüfung entzogen sein soll; weniger kann man doch wahrhaftig nicht fordern. Eine solche souveraine, rein diskretionäre Gewalt aber ist es, was Leuschner offenbar erstrebt. Wie bald aber hält nicht ein Mann von raschem und energisch zugreifendem Temperament eine Sache für hinreichend aufgeklärt, zumal wenn er dadurch Zeit und Mühe sparen kann!

Und gar die Gründe des Herrn Leuschner: „Bei jetziger Rechtslage hat es speziell die Vertheidigung in der Hand, durch Beweisanträge zeitraubender und kostspieliger Art das Verfahren unabsehbar auszudehnen, ja, bei Angeklagten, die nicht verhaftet und bemittelt sind, die Beendigung überhaupt in Frage zu stellen.“ Dachte ich mir doch! Also wieder der böse Vertheidiger, der seine Seele an den „bemittelten“ Angeklagten verkauft und, unbekümmert um Pflicht und Disziplin, zu Gunsten seines bemittelten Prinzipals ein Justitium schafft; gegen solche Obstruktion, die dem bemittelten, von einem geliebten Vertheidiger kunstgerecht begünstigten Angeklagten volle Immunität sichert, sind ja unsere armen Gerichte völlig machtlos. Mit Verlaub, Herr Landgerichtsdirektor: Sie sollen Recht haben, wenn Sie aus der Praxis sämtlicher deutschen Strafkammern und Schwurgerichte seit dem ersten Oktober 1879 auch nur einen Fall anführen können, in dem „die Vertheidigung durch Beweisanträge zeitraubender und kostspieliger Art bei Angeklagten, die nicht verhaftet und bemittelt waren, die Beendigung des Verfahrens überhaupt in Frage gestellt hat.“ Bitte: nur einen einzigen Fall!

Aber es kommt noch besser. „Bei entsprechender Erweiterung der Rechte des Gerichtes wird auch der immer greller hervortretende Uebelstand beseitigt werden können, daß gegen die Belastungszeugen, um ihren Werth zu mindern, durch andere Zeugen Alles vorgeführt wird, was irgendwie Schwarztes oder Zweifelhaftes in ihrem Vorleben zu ermitteln war, mag es auch mit der Sache selbst nichts zu thun und mit der Glaubwürdigkeit des Zeugen nur den losesten Zusammenhang haben.“

Das heißt also, in klarem Zusammenhang mit dem Vorhergehenden: auch über die Frage, ob ein Zeuge, dessen Aussage den Angeklagten ins Zuchthaus oder auf das Schafott bringen kann, ein besonnener, ehrlicher und wahrheitsliebender Mann ist, soll das Gericht jeglichen Beweisantrag durch unanfechtbaren Beschluß als überflüssig ablehnen dürfen, wenn ihm der Punkt genügend geklärt erscheint. Aus zarter Rücksicht auf den „ehrenhaftesten Belastungszeugen“; sie sind ja Alle, Alle ehrenwerth.

Aber muß sich denn nicht auch der noch unbescholtene, noch unbestrafte Angeklagte, nicht auch der — freilich von vorn herein mit einer *levis nota maculae* — behaftete Entlastungszeuge eine solche — ich gebe es zu — manchmal recht unbequeme Prüfung auf Herz und Nieren von der Staatsanwalt-

schaft gefallen lassen? Ist es nicht genug, daß man den Zeugen in der Voruntersuchung in Watte packt und ihn sorgsam vor jedem rauhen Luftzug, vor jeder unbequemen Zwischenfrage des Angeschuldigten oder gar des Verteidigers behütet, damit er sein Sprüchlein nur ja recht ungestört aussagen kann? Ist denn Herr Reuschner im Ernste der Meinung, daß man im Kwilecki-Prozeß, zum Beispiel, der Zeugin Andruszewoska ersparen durfte, ihren Charakter und ihre Intelligenz unter die Lupe der schärfsten Kritik genommen zu sehen? Sollte die Verteidigung etwa dem Zeugen Hedecksli nicht mit den selben Waffen zu Leib gehen dürfen, die von der Staatsanwaltschaft benutzt werden, wenn es gilt, die Seele des von dem Angeklagten mit Ermittlungen beauftragten Detektive K. zu prüfen?

Merkwürdig! Ich war bisher mit Tausenden der Ueberzeugung, daß gerade der Kwilecki-Prozeß, wenn irgend einer in Vergangenheit oder Gegenwart, auch dem taubsten Ohr mit feurigen Zungen gepredigt haben müsse, wie trügerisch, sobald Interesse oder Leidenschaft ins Spiel kommen, der vielgepriesene Zeugenbeweis ist, daß nichts so sehr wie die Erfahrungen gerade dieses Prozesses auch den Vertrauensseligsten in seinem schönen Glauben an die Heilwirkung des richterlichen Hinweises auf die „Heiligkeit und Wichtigkeit des Eides“ wankend machen mußte, daß seit diesem Prozeß jeder Richter jeden, auch den kleinsten Beitrag zur Prüfung der objektiven und subjektiven Glaubwürdigkeit jeglichen Zeugnisses mit ehrlicher Freude willkommen heißen müsse, daß man der Verteidigung wenigstens das Verdienst, durch ihre Anträge ernst und erfolgreich an dieser unerläßlichen Prüfung mitgearbeitet zu haben, unmöglich werde schmälern können; und nun erfahren wir, daß man, gerade durch diesen Prozeß belehrt, das Gesetz ändern müsse, um den „ehrenhaftesten Belastungszeugen“ noch mehr als bisher vor unbequemer Kritik zu schützen, daß man auch in dieser Beziehung dem erkennenden Strafrichter noch größere Freiheit einräumen, also die Befugniß gewähren müsse, durch einen unanfechtbaren Beschluß jegliche Kritik als überflüssig abzuschneiden.

Unwillkürlich wird man dabei wieder an den schrecklichen Fall Busse und Biegenmeyer erinnert, der auch für uns noch eine furchtbar ernste Bedeutung hat; lehrt er doch, wie fürchterlich nah selbst noch in unseren erleuchteten Tagen die Möglichkeit eines Justizmordes liegt. Denn er ist keine kriminalistische Mißzelle aus der Kumpelkammer des Mittelalters, sondern ein Fall, den so Mancher von uns noch selbst erlebt hat. Noch nicht fünfzig Jahre ist es her, seit ein hannoversches Schwurgericht zwei Männer unschuldig zum Tode verurtheilte; unschuldig: denn der wahre Thäter wurde kurze Zeit darauf entdeckt, vollständig überführt, gestand seine That und endete als reuiger Sünder unter dem Richtschwert. Der Eine der unschuldig Verurtheilten aber hatte sich alsbald, nachdem das Urtheil über ihn gesprochen

worden war, in seiner Zelle erhängt, der Andere war zu Kettenstrafe für Lebenszeit begnadigt worden.

Busse und Ziegenmeyer wurden verurtheilt, weil der Nachtwächter Wild eidlich bezeugte, er habe die Beiden zu der Zeit, wo der Doppelmord begangen sein mußte, am Brunnen vor dem Nordhause gesehen und genau erkannt. Wild war nach dem Zeugniß des Bürgermeisters ein „sehr rechtlicher und zuverlässiger Mann“; in der Verhandlung wurde auch seines kirchlichen Sinnes rühmend gedacht. Der ehrenwerthe Belastungszeuge, dieser sehr rechtliche, zuverlässige und kirchlich gesinnte Mann, hatte gelogen, — gelogen, wie sich später unzweifelhaft ergab, um die auf die Entdeckung des Mörders ausgesetzte Prämie zu verdienen. Auch dieser ehrenhafte Zeuge hätte nach Herrn Leuschners Theorie „nicht in die Lage gebracht werden dürfen, scharfe Angriffe gegen seine Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit bezw. längere Beweisaufnahmen über seine Charaktereigenschaften zu gewärtigen.“ Herr Leuschner wird es mir nicht verübeln, wenn mich bei diesen Konsequenzen seiner Theorie „ein Unbehagen oder ein leises Grauen überfällt.“

Gewiß ist der eldgafener Fußmord ein seltener Ausnahmefall. Wer aber nicht jeden Straffall mit der Vorsicht behandelt, als könne er der eine Aufnahmefall unter hunderttausenden sein, Der taugt nicht zum Gesetzgeber, nicht zum Strafrichter oder zum Staatsanwalt, — und zum Verteidiger erst recht nicht. Wir deutschen Verteidiger sind noch viel zu rücksichtvoll. Rücksichtvoll? Nein: zu feig. Da haben es unsere Kollegen in England besser. Man hat mir erzählt, wie vor einigen Jahren zwei deutsche Rechtsanwälte als Zeugen vor ein englisches Gericht geladen worden seien, um über gewisse deutsche Handelsgebräuche vernommen zu werden. Sie wußten nachher nicht genug davon zu berichten, wie scharf sie von ihren englischen Kollegen ins Gebet genommen worden seien, wie genau man ihnen auf den Zahn gefühlt habe, um sich über ihre wissenschaftliche Vorbildung und ihre praktischen Erfahrungen zu vergewissern; wie man sie nach den Lehrern gefragt habe, die sie auf der Universität gehört, nach den Büchern, die sie studirt hätten, nach den Fachzeitschriften, die sie regelmäßig läsen, wie man sie im Kreuzverhör Blut und Wasser habe schwoigen lassen, nur um das Raß ihrer Sachkunde zu ergründen, — in einem simplen Civilprozeß und um lumpiges Mein und Dein. Und wir? Ich möchte zu gern einmal das Gesicht sehen, das ein deutscher Gerichtshof zu einer solchen englischen cross-examination machen würde; nicht die höchste Ungebührstrafe würde zu hart für den Wissethäter sein, der sich etwa erdreistete, den ärztlichen Sachverständigen zu fragen, in welchem Maße er seit dem Staatsexamen den Fortschritten seiner Wissenschaft gefolgt sei. Wir? Wann wagen wir denn einmal, einen Zeugen leis und schüchtern zu fragen, ob und wie er schon bestraft sei, einen Zeugen,

von dessen größerer oder geringerer Wahrheitsliebe ein Menschenschicksal abhängt? Aber der Herr Vorsigende runzelt schon die Stirn, der Staatsanwalt blickt stolz und unzufrieden drein und wir, — wir werden es auch ganz gewiß nicht wieder thun! Wir sind ja so zahm! Um den ehrenwerthen Belastungszeugen vor uns zu schützen, braucht man wahrhaftig nicht die von Leuschner erstrebte richterliche Diktatur zu proklamiren.

Doch ich bin schon mitten in den Einzelheiten und hatte doch noch so viel Allgemeines auf dem Herzen. Also: man hat unserer Strafprozessordnung so viel Böses nachgesagt, daß ich beinahe Lust hätte, recht viel Gutes von ihr zu sagen. Ich bin nicht etwa jeglicher Reform abhold. Im Gegentheil. Kann es denn überhaupt eine für die bürgerliche Gesellschaft, für den Staat gleich wichtige, ja, kann es eine heiligere Aufgabe geben als die Sorge um eine möglichst vollkommene Ordnung und Pflege des Strafprozesses? Was könnte wohl eine leidenschaftlichere Theilnahme jedes einzelnen Bürgers herausfordern als die Frage: Unter welcher Form, unter welchen Sicherheiten darf Dir ein anderer Bürger — der Richter — die Freiheit, die Ehre, das Leben absprechen? Ich möchte nicht hoffen, daß es irgend Jemand giebt, der fester und inniglicher als ich überzeugt ist, daß der Strafprozeß der wichtigste Theil des Rechtslebens, daß seine gerechte und weise Handhabung das A und das O der bürgerlichen Freiheit, daß seine möglichst vollkommene Gestaltung die vornehmste Aufgabe eines erleuchteten Gesetzgebers ist. Reiß die Schranken nieder, die eine auf die Erfahrung von Jahrhunderten gegründete wissenschaftliche Einsicht der Willkür des Richteramtes gezogen hat, reiße sie nieder, sogenannten höheren, sittlichen, politischen Rücksichten zu Liebe: und ein Jeder von uns ist vogelfrei, wenn einmal die Reihe an ihn kommt. Und an wen könnte sie nicht einmal kommen? Das lehren uns die Schreckenstribunale der französischen Revolution, Das die ewige, nicht auszulöschende Schmach der Menschheit: die Hexenverfolgungen, von denen Karl Georg von Wächter gezeigt hat, daß sie in all ihrer Scheußlichkeit erst möglich wurden, als man dem Ausnahmeverbrechen gegenüber auch ein Ausnahmeverfahren für erlaubt hielt, als man den Grundsatz aufzustellen wagte, daß eine Hexe keinen Anspruch auf den Schutz eines rechtlich geordneten Verfahrens habe, — Alles um eines höheren Zweckes willen. Aber denken denn die Gebildeten unserer Zeit im Grunde anders, wenn sie nicht begreifen wollen, daß ein Anwalt den des Mordes angeklagten verkommensten Zuhälter mit dem selben Eifer, der selben Zähigkeit, der selben Aufbietung aller Geisteskräfte vertheidigen muß, damit er nur ja nicht auf nicht völlig zwingende Beweise hin verurtheilt werde, womit er etwa für einen unanfechtbaren Ehrenmann eintreten darf und muß, den, wie einstmal Waldeck, die Lügen niederträchtiger Angeber auf die Anklagebank

gebracht haben? Wer nicht auch dem im Zuchthaus ergrauten Verbrecher gegenüber unerbittlich auf der vollen Strenge des Schuldbeweises besteht, wer dem Richter nicht allzu sehr verübeln würde, wenn er in einem solchen Fall bei der Beweiswürdigung fünf gerade sein ließe, weil man doch mit solchem verkommenen Subjekt nicht so viel Umstände zu machen brauche, Der macht sich der gleichen Sünde wider den Heiligen Geist des Strafprozesses schuldig wie der Hexenrichter, der der vermeintlichen Hexe den Schutz prozessualer Formen versagte. Wenn nur die That, um die es sich handelt, recht abschaulich, der Angeeschuldigte nur eine recht widerwärtige Persönlichkeit ist und die Zeitungen von Anfang an seine Schuld als eine ausgemachte Sache behandelt, von ihm nicht anders als von dem „Mörder“ gesprochen haben, so wird der Vertheidiger hundertmal die vorwurfsvolle Frage zu hören bekommen: „Wie kann man nur einen solchen Menschen vertheidigen?“ Als ob nicht gerade ein solcher Fall, ein solcher Mann eines doppelt hingebenden Vertheidigers bedürfte, der mit verdoppelter Sorgfalt darüber wachte, daß dem von der öffentlichen Meinung Verehrten nur sein Recht und nichts als sein Recht werde! Darf man wirklich in einem solchen Fall mit geringerer Gewissenhaftigkeit prüfen, ob auch die Zeitangaben der Zeugen genau stimmen, ob jeder Irrthum in der Wiedererkennung ausgeschlossen ist, ob nicht das Blut auf dem Rockärmel des Angeklagten doch vielleicht unverfänglichen Ursprunges sein kann, ob das Ergebnis der Schriftvergleichung völlig überzeugend ist? In welchem Strafprozeß aber wären nicht irgend welche Zweifel dieser Art zulässig und deshalb Pflicht? Und doch giebt es Leute, solche sogar, die sich zu den Gebildeten zählen, die in dem Vertheidiger, der in einem solchen Fall an der Schuld seines Klienten so lange zweifelt, wie überhaupt ein vernünftiger Zweifel möglich ist, kaum etwas Besseres sehen als einen feilen Begünstiger des Verbrechens. Davon haben wir Alle so viel Erfahrung!

Im Prozeß giebt es eben kein Heil außer in den Formen; keine größere Pflicht des Richters und des Anwaltes als die: diese Formen zu wahren und für sie zu kämpfen mit Dem, was man die Prozeßbegeisterung des Juristen nennen könnte und was ehrwürdiger ist als die oft so stark betonte und doch so oft nur auf einer starken Autosuggestion beruhende Ueberzeugung des Vertheidigers von der Unschuld seines Klienten.

Also auch mein Credo ist: es kann keinen Strafprozeß geben, der gut genug wäre, keinen, an dessen Verbesserung die besten und klügsten Geister einer Nation nicht ohne Unterlaß fortarbeiten müßten; und auch wer sich nicht zu diesen Auserwählten zählt, darf und soll sein Echerflein zum guten Werk beitragen. Das will ich für mein bescheidenes Theil in einem folgenden Aufsatz versuchen.

Wilmersdorf.

Justizrath Dr. Erich Sello.



Zwei Gedichte.

Schneider Winter.

Wer Winter ist ein Schneider;
 Es schneit und schneit und schneit,
 Und wenn es noch drei Tage schneit,
 Dann braucht kein Mensch mehr Kleider,
 Dann schneits Euch in die Ewigkeit.

Meck, meck, den Schneider Winter,
 Meck, meck, den freut Das sehr;
 Nicht Thal noch Berg ist mehr,
 Sein Bügeleisen nimmt er
 Und bügelt hurtig drüber her.

Ihn ärgert jede Falte,
 Meck, meck, Du Boocksgesicht,
 Meck, meck, Das giebt es nicht!
 Dein Bügelstahl, der kalte,
 Der duldet keine Falte nicht!

Am Winter wird sichs weisen!
 Meck, meck, Du Schneider Du,
 Du Meider, bügle immerzu!
 Dein kaltes Bügeleisen
 Wird warm: da schmilzt der Schnee im Nu!

Wer! schütteln sich die Tannen.
 Meck, meck, o Schreck, nun lauf davon!
 Willst denn nicht Deinen Schneiderlohn?
 Nicht? Nicht? Rasch nun von dannen!
 Die ersten Blumen duften schon!



Die beiden Heiligen.

Vor der Kirche die beiden Heiligen aus grauem Stein
 Laden mit schöner Geberde in die Kirche ein;
 Können gar viele gute Menschen nicht widerstehn,
 Zu einem kurzen Gebet in die stille Kirche zu gehn.

Aber heut Nacht hat der Schnee, der sicher an gar nichts glaubt,
 Sich mit den beiden Heiligen einen Scherz erlaubt,
 Hat ihnen weiße Kronen aufs graue Haupt gesetzt
 Und in Hermelinmäntel hüllen die Ernsten sich jetzt.

Ihr braven heiligen Wächter vor dem Gotteshaus,
 Wie Knecht Ruprecht oder Rübezahl schaut Ihr nun aus.
 Den Baben aus der Schule kommt Das so recht zu Paß:
 Heut trann sie sich und höhnen Euch. Das ist ein Spaß!

Da habt Ihr Heiligen mir summm Euer Leid geklagt
 Und habt mir gar ein nachdenklich Sprüchlein gesagt:
 Wer heilig will bleiben, darf nie ändern lassen sein Kleid,
 Muß sich gleich bleiben heut, morgen und in Ewigkeit!

Prag.

Hugo Salus.



Roagulum.

Samilkar Baldrian, der einsame alte Sonderling, saß vor seinem Fenster und blickte durch die Scheiben in die herbliche Dämmerung. Am Himmel standen, dunkel geballt, graublau Wolken, die langsam ihre Umrisse veränderten, wie das Schattenspiel einer Riesenhand, die sich irgendwo in unsichtbarer Ferne träg bewegte. Ueber dem frostigen Dunst der Erde ein blindes, trauriges Abendroth. Dann sanken die Wolken, lagerten schwer im Westen und durch den Nebel spähten die Sterne mit glitzernden Augen.

Grübelnd erhob sich Baldrian und schritt auf und ab.

Eine schwere Sache. Das mit der Geisterbeschwörung! Aber hatte er nicht Alles streng befolgt, was das große Grimoire des Honorius vorschrieb? Gefastet, gewacht, sich gesalbt und täglich das Beußzerlein der Heiligen Veronika hergeseigt? Nein: es muß gelingen! Der Mensch ist auf Erden das Höchste und die Kraft der Hölle ihm unterthan.

Er ging wieder ans Fenster und wartete lange, lange, bis die Hörner des Mondes — gelb und trüb — sich über die erstarrten Nester der Ulmen schoben.

Dann zündete er, vor Aufregung zitternd, das Licht auf seinem alten Leuchter an und holte allerlei seltsame Dinge aus Schrank und Truhe: Zauberkreuze, grünes Wachs, einen Stock mit Krone, trockene Kräuter. Anpflügte Alles in ein Bündel, stellte es sorgfältig auf den Tisch und begann, ein Gebet murmelnd, sich langsam auszugürten, — bis er ganz nackt war.

Der flackernde Leuchter warf hämische Reflexe auf den verfallenen Greisenkörper mit der welken, gelblichen Haut, die sich, ölig glänzend, über die spitzen Arme, über Lenden- und Schulterknochen spannte. Der kahle Schädel nickte auf die eingesunkene Brust herab und sein kugelförmiger, grauisiger Schatten fuhr an der kalkweißen Wand unschlüssig umher, als ob er Etwas suchen wolle, in qualvoller Ungewißheit.

Der Alte ging fröstelnd zum Ofen, hob einen glasierten thönernen Topf herab und löste die raschelnde Hülle, die ihn verschloß; eine fettige, übelriechende Masse war darin. Gerade heute vor einem Jahr hatte er sie zusammengeschnitten. Mandragorawurzel, Bilsenkraut, Wachs und Spermaceti und . . . und — er schüttelte sich vor Ekel — eine zu Brei verkochte Rinderleiche; die Totenfrau hatte sie ihm verkauft.

Idgernd grub er seine Finger in das Fett, schmierte es sich auf den Leib, verrieb es in die Kniekehlen und Achselhöhlen; dann wuschte er seine Hände an der Brust ab und zog ein altes, vergilbtes Feind an: das „Erbhemb“, das man zum Zaubern braucht; und seine Kleider darüber.

Die Stunde war da!

* * *

. . . Ein Stoßgebet und das Bündel mit den Geräthen. Nur nichts vergessen! Sonst hat der Böse die Nacht, den Schatz noch im letzten Augenblick zu verwandeln, wenn Tageslicht darauf fällt. O, solche Fälle sind schon dagewesen!

Halt: die Kupferplatte! Das Kohlenbecken und Bunder zum Ausklimmen!

Mit unsicheren Schritten tappt er die Treppe hinab. Das Haus war in früheren Zeiten ein Kloster gewesen; jetzt wohnte er ganz allein darin und das Walschweib aus der Nachbarschaft brachte ihm, was er den Tag über brauchte.

Kreischen und Drehnen einer schweren eisernen Thür. Ein verfallener Raum öffnet sich.

Kellergeruch und dicke Spinnengewebe überall. Schutt in den Ecken und Scherben schimmeltiger Blumentöpfe.

Ein paar Hände voll Erde in die Mitte des Raumes getragen . . . So! (Denn die Füße des Erzogenen müssen auf Erde stehen). Eine alte Kiste zum Sitzen und den Pergamentkreis ausgebreitet. Mit dem Namen Tetragrammaton nach Norden; sonst kann das größte Unglück geschehen . . . Jetzt den Bunder und die Kohlen angezündet!

. . . Was war Das?!

Das Pfeifen von Ratten; sonst nichts.

Kräuter auf die Muth: Winster, Nachtschatten, Stechapfel; wie Das prasselt und qualmt!

Der Alte löscht die Laterne aus, beugt sich über die Pfanne und athmet den giftigen Rauch ein; er kann sich kaum aufrecht halten, so bräubt es ihn. Und das schreckliche Sausen in den Ohren!

Mit dem schwarzen Stoch berührt er die Wachs Häuschen, die auf der Kupferplatte langsam zerschmelzen, und murmelt mit letzter Kraft und stoßender Stimme die Beschwörungformeln des Grimoires:

„ . . . rechte Himmelsbrot und Speise der Engel . . . Schrecken der Teufel bist . . . ob ich gleich voll sündigen Unthaten . . . diese reißenden Wölfe und stinkenden Hölleböcke zu bezwingen gewürdigt werde . . . Harnisch . . . Haubert Ihr noch länger vergebens . . . Kimaymon Astaroth . . . diesen Schatz nicht mehr länger zu verwehren . . . Astaroth . . . beschwöre . . . Eheze . . . Eihereheze . . .“

Er muß sich niederlegen. Todesangst befällt ihn . . . Drosselnde, unbestimmte Furcht dringt durch den Boden und die Mauerritzen, senkt sich von der Decke herab; das grauenhafte Entsetzen, das die Nähe der haßerfüllten Bewohner der Finsterniß verkündet!

. . . Die Ratten pfeifen. Nein: nicht Ratten. Ein gellendes Pfeifen, das den Kopf zersprengt . . .

Das Sausen! . . . Es ist das Blut in den Adern. Das Sausen! . . . Von Flügeln . . . Die Kohlen verglimmen . . . Da, da: Schatten an der Wand . . . Der Alte stiert mit gläsernen Augen hin . . . Moberflecke sind es und abgeschuppter Bewurf.

Sie bewegen sich! Sie bewegen sich! . . . Ein Knochenhädel mit Zähnen und Hörnern! Und leere, schwarze Augenhöhlen . . . Skeletarme schieben sich langsam, gedäuselos nach, — ein Ungeheuer wächst aus der Wand. Da hoßt es und erfüllt das Gewölbe: das Gerippe einer riesigen Kröte mit dem Schädel eines Stieres. Die gebleichten Knochen heben sich fast grell aus der Dunkelheit ab . . . Der höllische Astaroth!

Der Alte hat sich aus dem Zauberkreis in einen Winkel geflüchtet und preßt sich bebend an die kalte Mauer. Er kann das rettende Bannwort nicht

sagen; die schwarzen, grüßlichen Augenhöhlen verfolgen ihn und starren auf seinen Mund. Sie haben ihm die Zunge gelähmt; er kann in furchtbarer Angst nur noch röcheln.

Langsam, stetig kriecht das Gespinnst auf ihn zu (er glaubt das Schlürfen der Rippen auf den Steinen zu hören) und hebt tastend die Krötenhand nach ihm . . . An den Knochenfingern klirren silberne Ringe mit glanzlosen, verstaubten Topasen; vermoderte Schwinnhäute verbinden lose die Glieder und strömen den entseßlichen Geruch verwesten Fleisches aus.

Jetzt . . . faßt es ihn an . . . Eilige Kälte steigt ihm ins Herz. Er will . . . will . . . Da schwinden die Sinne und er fällt vornüber aufs Gesicht.

* * *

. . . Die Kohlen sind erloschen. Narlotischer Rauch hängt in der Luft und haßt sich längs der Decke. Durch das vergitterte, winzige Kellerfenster wirft das Mondlicht gelbe schräge Strahlen in den Winkel, wo Valbrian bewußtlos liegt.

Er träumt, daß er fliege. Sturmwind peitscht ihm den Leib. Ein schwarzer Bod' rast vor ihm durch die Luft. Er fühlt die zottigen Flüsse dicht vor seinen Augen und die tollen Hufe schlagen ihm fast ins Gesicht. Unter ihm die Erde, — weit, weit! Dann fällt er, wie durch einen schwarzsammetenen Trichter, immer tiefer: und schwebt jetzt über einer Landschaft. Er kennt sie gut: Dort ber mit Moos bewachsene Grabstein, auf dem Erdbüchel der kahle Horn mit den entblätterten Ästen, die wie fleischlose Arme zum Himmel krampfen. Herbstlicher Reif auf dem nächtigen Sumpfgros. Das Moorwasser steht feicht im Boden und schimmert durch den Nebel wie ein großes erblindetes Auge.

Sind es nicht, in dunklen Hüllen, Gestalten, die dort im Schatten des Grabsteines sich sammeln, mit blitzenden Waffen und von Metall funkelnden Knöpfen und Spangen? Sie lagern sich im Halbkreis zu einer gespenstischen Berathung.

Des Alten Seele durchzuckt ein Gedanke: der Schatz! Die Schemen der Toten sind's, die einen vergrabenen Schatz hüten! Und sein Herz stockt vor Habgier.

Er späht hinab von seiner Höhe; immer näher rückt er der Erde. Jetzt klammert er sich an den Zweigen des Horn an, leise, leise . . . Da: ein dürres Ast biegt sich und ächzt. Die Toten schauen zu ihm empor. Er kann sich nicht mehr halten und fällt, — fällt mitten unter sie . . . Sein Kopf schlägt hart auf den Grabstein.

* * *

Er erwacht. Sieht die Moberflecke an der Wand. Neugend taumelt er zur Thür, die Treppe hinauf mit brechenden Knien. Er wirft sich auf das Bett. Seine zahnlosen Riefer flattern vor Furcht und Kälte. Die rotze Filzdecke legt sich um ihn, raubt ihm den Athem, bedeckt ihm Mund und Augen. Er will sich umbrechen und kann nicht. Auf seiner Brust hockt ein wolliges, schwieliges Thier: die Fledermaus des Fieberschlafes, mit riesigen purpurnen Flügeln, und hält ihn mit ihrer Last unwiderstehlich in die dumpfig schmutzigen Polster gepreßt.

* * *

Den ganzen langen Winter lag der Greis an den Folgen dieser Nacht darnieder. Langsam ging es mit ihm zu Ende. Er sah von seiner Lagerstätte zu dem kleinen Fenster hinüber, wenn die Schneeflocken im Sturm vorbeiflogen und ungeduldige Länge auführten, oder empor zur weißen Zimmerbede, auf der ein paar Fliegen ihre planlosen Wanderungen hielten. Und wenn von dem alten Kachelofen her es gar so gut nach verbrannten Wacholderbeeren roch („Kreche, kreche“ . . . Ach, wie er husten mußte!), dann wollte er sich aus, wie er im Frühjahr draußen beim Haidegrab den Schatz heben werde, von dem er geträumt, und fürchtete nur, daß sich der Ort vielleicht doch verwandeln könne; denn so ganz in Ordnung war die Beschränkung des Astaroth ja nicht gewesen.

Einen genauen Plan hatte er auf einen abgerissenen Buchdeckel gezeichnet: den einsamen Hornbaum, den kleinen Moorweiber und hier † den Schatz, ganz in der Nähe des verwitterten Grabsteines, den jedes Kind kennt.

Der Buchdeckel lag auf dem Bürgermeisteramt und Hamilkar Baldrian auf dem Friedhof draußen.

„Einen Millionenschatz hatte der Alce entdeckt, einen so schweren, daß er ihn nicht ausgraben konnte“: so lief das Gerücht durch das Städtchen. Und man bereidete den Neffen, den Erben, einen Schriftsteller.

Die Grabungen begannen. Die Stelle war im Plan so deutlich bezeichnet . . . Einige Spatenstiche nur . . . da . . . da: Hurra! Hurra! Hurra! Eine eiserne, mit Rost bedeckte Kassette!

Zum Triumph wurde sie in die Amtsstube getragen. Berichte gingen in die Hauptstadt, der Erbe sei von dem Bund zu verhängigen, eine Kommission an Ort und Stelle zu entsenden; und so weiter.

Der kleine Bahnhof wimmelte von Menschen. Beamte in Uniform, Reporter, Detektios, Amateurphotographen; sogar der Herr Landesmuseumsdirektor war gekommen, um diesen interessanten Fleck Erde zu besichtigen.

Alles zog hinaus auf die Haide und klopfte Stunden lang in das frisch gegrabene Loch, vor dem der Hirschküh Wache hielt. Das saftige Moorgras war zertreten von den vielen gekerbten Gummischuhen, aber die hellgrünen Weidensträucher in ihrem jugendfrischen Frühlingschmuck blinzelten einander mit dem seidenen Weidenläppchen listig zu, und wenn ein Windstoß kam, krummten sie sich in plötzlich ausbrechendem stummem Gelächter, daß ihre Häupter die Wasserrfläche berührten. Warum wohl? . . . Auch die Ordenskönigin, die dicke, mit der rothgeputzten Weste, die in ihrer Veranda aus Ranunkulus und Pfeilkraut die süße Maienluft genoss und doch sonst immer so würdevoll that, weil sie 100000 Jahre alt war, hatte heute wahre Anfälle von Nachkrämpfen. Sie riß das Maul auf, daß ihre Augen ganz verschwanden, und schlenkerte wie besessen die linke Hand in der Luft. Fast wäre ihr dabei ein silberner Topasring vom Finger gefallen.

Inzwischen war von der Kommission die gefundene Kassette geöffnet worden. Ein fauler Geruch entströmte ihr, so daß im ersten Augenblick Alles zurückprallte. Seltsamer Inhalt! Eine elastische Masse, zweifarbig, zäh und von glänzender Oberfläche. Es wurde hin und her gerahen und der Kopf geschüttelt.

„Ein alchemistisches Präparat offenbar“, meinte endlich der Herr Landes-

muuseumdirektor. „Alchemistisch?“ „Alchemistisch?“ lief es von Mund zu Mund. „Wie schreibt man Das? Mit zwei l?“ Mit dieser Frage drängte sich ein Zeitungsmensch vor. „Neblich, ä Düngermittel“, murmelte ein anderer vor sich hin.

Die Kassetten wurde wieder verschlossen und an das wissenschaftliche Institut für Chemie und Physik mit dem Ersuchen um ein allgemeinverständliches Gutachten gesandt.

Alle weiteren Nachgrabungen in der Moorhaide blieben erfolglos. Auch die verwitterte Grabinschrift auf dem Stein gab keinen Aufschluß: „Wilm Oberkneifer Lieutenant ††† i. R.“ Darunter eingemeißelt zwei gekreuzte Fuhrtritte, die sich wahrscheinlich auf irgend ein verschleiertes Ereigniß im Leben des Verbliebenen bezogen. Offenbar war der Mann den Heldentod gestorben.

Die geringen Mittel des erbbenden Schriftstellers waren durch die Kosten gänzlich zusammenschmolzen und das wissenschaftliche Gutachten, das nach drei Monaten eintraf, gab ihm den Rest. Zuerst einige Seiten lang die unternommenen vergeblichen Versuche angeführt, dann die Eigenschaften der räthselhaften Materie aufgezeigt und zum Schluß das Resultat, daß die Masse in keiner Hinsicht in die Zahl der bisher bekannten Stoffe eingereiht werden könne.

Also werthlos! Die Kassetten keinen Heller werth! Am selben Abend noch setzte der Herbergswirth den armen Schriftsteller vor die Thür. Die Schachaffaire schien abgethan.

Noch eine ganz kleine Aufregung sollte dem Städtdchen noch blähen.

Am nächsten Morgen rannte der Dichter mit wallenden Locken durch die Straßen zum Magistrat. „Ich weiß es,“ schrie er immerfort, „ich weiß es!“ Man umringte ihn: „Was wissen Sie?“

„Ich habe heute auf dem Moor übernachtet“, leuchtete er athemlos, „übernachtet . . . und da ist mir ein Geist erschienen und hat mir gesagt, was es ist. Früher — ach — sind da draußen so viele ehrenrätliche Versammlungen abgehalten worden — ach — und da — ach . . .“

„Zum Teufel, was ist's also mit der Materie?“ rief Einer.

Der Dichter fuhr fort: „Spezifisches Gewicht 23, glänzende Kufenseite, zweifarbig, in allen kleinsten Theilen gebrochen und dabei zusammenklebend wie Pech, ungemein dehnbar, penetranter . . .“

Die Menge wurde ungeduldig: Das stand ja doch schon in der wissenschaftlichen Analyse!

„Also: der Geist sagte mir, es sei ein fossiles koagulirtes Offiziersehrenwort! Und ich habe gleich an ein Bankhaus geschrieben, um dies Kuriosum zu Geld zu machen.“

Da schwiegen sie, griffen ihn und sahen, daß er irr redete.

Wer weiß, ob der Kernste nicht mit der Zeit wieder vernünftig geworden wäre? Aber die Antwort auf seinen Brief lautete:

„Wir bebauern, Ihnen mittheilen zu müssen, questionirten Artikel weder lombardiren noch per komptant acquittiren zu können, da wir in ihm, auch wenn er nicht fossil und koagulirt wäre, kein Werthobjekt zu erblicken vermögen. Hochachtung H. B. C. Wucherstein Nachfolger.“

Da schnitt er sich die Kehle durch.

Jetzt ruht er neben seinem Onkel Hamillar Baldrin,



Anzeigen.

Konstantin Meunier. Von Karl Scheffler. Aus den von Ruther herausgegebenen Künstlermonographien. Bards Verlag in Berlin. — **Moderne Malerei und Plastik.** Von Karl Scheffler. Aus dem von H. Landsberg herausgegebenem Sammelwerk: Die neue Kunst, Verlag L. Simion in Berlin.

Scheffler war bisher nur den Lesern der „Zukunft“ und dem Publikum bekannt, das kunstgewerbliche Zeitschriften liest. Er trug mit dazu bei, die bei uns so schnell propagirte Bewegung, deren Geschwindigkeit die Gefahr droht, auf der Oberfläche zu bleiben, mit rationaler Erschließung der weiteren Nothwendigkeiten zu vertiefen. Jetzt haben wir zwei kleine Bücher von ihm, die werth sind, gelesen zu werden, weniger wegen der Künstler, die Scheffler in ihnen behandelt, als wegen der wohlthuenden Art, Kunst zu behandeln. Es giebt heute schon so unbehaglich viele Monographien, daß man kaum wagen darf, noch das Interesse für eine mehr zu fordern. Aber Scheffler unterscheidet sich sehr wohlthätig von dieser Massenfabrikation oberflächlicher Daten. Er spricht in dem Bändchen über Meunier weniger von dem belgischen Bildhauer als von den Elementen, die diese Kunst entstehen ließen, und zeigt den Standpunkt, von dem aus man zu ihrer und ähnlicher Werke Würdigung gelangt. So gelingt es ihm, Meunier zu placiren, nicht in der beliebten Feuillettonart, die nur den Gelehrten kennt und daher nie dahin gelangt, eine präzise Erscheinung zu geben, sondern als Glied einer Kette, an deren Erkenntniß Alles gelegen ist. In dem zweiten Buch zeigt er diese Fähigkeit in weiterem Rahmen, da er das ganze Gebiet der modernen Kunst zur Betrachtung heranzieht und die Erscheinungen untersucht, die zu dem Bewußtsein von der Nothwendigkeit der Moderne, von ihrer engen Zugehörigkeit zu uns drängen. In einem Buch beschränktem Umfanges die Hauptfachen so klarzustellen, daß das Bild der wesentlichen Kunstgeschichte lebt, ist fast unmöglich; und Scheffler hat sich die Aufgabe durch das Hinzuziehen von Böcklin, Klinger und Anderen nicht erleichtert. Jede knappe Darstellung ist auf Beispiele angewiesen; und die Betrachtung, die Böcklins Art nicht aus der Aesthetik entfernt, wird Mühe haben, dem Wesen Manets gerecht zu werden. Aber Irrthümer rauben einem Buch nicht den Werth, wenn es nur erreicht, eine Atmosphäre zu dichten, in der die Erscheinungen leben. Das ist Scheffler in beiden Büchern gelungen; er hat den Resonanzboden gezeigt, auf den es immer in der Kunstbetrachtung ankommt; er wird um so reiner und harmonischer erklingen, je reiner und harmonischer die Kunst ist, die der Spieler betrachtet.

Paris.

Julius Meier-Graefe.

Der Kaufmann und die englische Arbeitszeit. E. Regenhardt, Berlin.

„Man“ will die Arbeitszeit in Kaufmannskontoren regeln. Der Reichstag hat schon im Mai 1900 „die Verbündeten Regierungen ersucht, Erhebungen anzustellen“. Im vorigen Jahr sind die Handelskammern um ihr Gutachten gebeten worden. Die großen Fachverbände der Handlungsgehilfen haben Resolutionen und Petitionen verfaßt. Kurz: im Deutschen Reich ist wieder eine sozial-

politische Großthat im Reifen. Man wird natürlich Realpolitik treiben, wird sorgsam abwägen, um keine „berechtigten Interessen“ zu verletzen, und schließlich am status quo festhalten. Meine Schrift versucht, auf Grund des amtlichen Thatfachenmaterials den Beweis zu führen, daß die gesetzliche Feststellung einer täglichen Maximalarbeitszeit notwendig ist. Sie entscheidet sich für das englische Prinzip der ungetheilten Geschäftszeit, weil es den Erfordernissen des kaufmännischen Betriebes und den Ansprüchen des Individuums gleichmäßig gerecht zu werden vermag. Im Uebrigen wird sie ihren Zweck erfüllt sehen, wenn es ihr gelingt, anzuregen und die stark gefesselten Meinungen zu befreien.

Leipzig-Schleußig.

Hans Buschmann.

„Dieser Schurk, der Matkowitz!“ Oesterreichische Verlagsanstalt, Wien.

Eine anspruchlose Sammlung anspruchloser Novellen in netter Ausstattung. Das wäre Alles, was über das Buch zu sagen ist, wenn mich diese Publikation nicht wieder der Gefahr aussetzte, in die von der oberflächlichen Kritik für mich geschaffene Spezialkassette „Dichter von Geschichten aus Slavonien“ geworfen zu werden. Und dann wundern sich die Leute noch darüber, daß ich „so wenig Kritik bringe“. „Meine Geschichten könnten eben so gut in Labrador spielen wie in Slavonien!“ Mit Verlaub: da unten, wo ich ausgewachsen bin und gelebt habe, leben auch Menschen. Und ich gehe menschlichen, nicht slavonischen Problemen nach. Wenn ich meine Gestalten auf dem Boden agiren lasse, wo sie geistig sind, bin ich doch wohl nicht verpflichtet, sie stets auch mit Dudelsäcken, Erntefedern, Schafspelzen und sonstigem „charakteristischen“ Kram auszustatten. „Dieser Schurk, der Matkowitz!“ ist übrigens der Vorläufer einer Novellenreihe, die fünf Bände umfassen wird, und enthält nur Stoffe aus dem landwirtschaftlichen Leben; die folgenden vier Bände werden allerlei Anderes bringen.

Wien.

Koda Koda.

Jena oder Sedan? Zweihundertste Auflage. Vita Deutsches Verlagshaus.

In der kurzen Zeit von dreizehn Monaten ist das zweihundertste Tausend meines Buches nötig geworden. Es scheint, daß diese große Verbreitung gewissen reaktionären Kreisen arge Beklemmungen verursacht hat. Meine Arbeit ist von dieser Seite mit einer Fluth von Verdächtigungen und Schwähungen überschlüttet worden. Kahler Hochmuth und blindes Uebelwollen haben sich verbündet, Das als wahr zu erweisen, was ich im Roman schrieb: daß weitaus der größte Theil des Peeres in Ueberschätzung des herrschenden Systems jeglichen Tadel als übelwollende Rörgerei zurückzuweisen pflegt. Diese stolze Verneinung hat freilich nicht verhindern können, daß die Wirklichkeit als eine grausame Bestätigerin bitterer Wahrheiten austrat. Mich gegen die Zusammenstellung meiner Arbeit mit jüngeren Erzeugnissen, die den gleichen Stoff behandeln, zu verwahren, thut nicht noth. Verusenere, denen ich dafür zu großem Dank verpflichtet bin, haben es bereits gethan; und ich überlasse das Urtheil darüber getrost den Einsichtigen.

Leipzig, Ostern 1904.

Franz Adam Beyerlein.

Die Tote Hand.

Auf dem Prospekt, den die Gewerkschaft Deutscher Kaiser ihrer neuen Anleihe als Begleitbrief mitgab, steht die Unterschrift der Deutschen Bank friedlich neben der ihrer Konkurrentin aus Dresden. Taktvoll hat sich die Diskontogesellschaft zwischen die Weiden gestellt. Mit ihr unterhält die Dresdener Bank schon lange ein freundschaftliches Verhältnis, das in einer Reihe gemeinsamer Geschäfte zu praktischem Ausdruck kam; und auch der Ehebund mit dem Schaaffhausenschen Bankverein hat diese reinen Beziehungen nicht gestört noch verkürzt. Auch zwischen der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft ist in unseren Tagen eine Brücke geschlagen worden. Die Saat, die der Direktor Kornfeld auf das frische Grab Hansemanns gestreut hat, ist, als der Venz erwachte, aufgegangen. Die beiden Institute, die, natürlich nur von patriotischem Ehrgeiz befeelt, bis vor Kurzem einander das Verdienst streitig machten, mit ihrem rumanischen Erdbälgel den Deutschland vom Standard-Oil Tyrannen zu befreien, haben endlich zu der Weisheit zurückgefunden, daß Einigkeit aller Macht sicherste Bürgschaft ist. Das vom nationalen Standpunkt aus mit Trauer zu betrachtende Schauspiel eines Konkurrenzkampfes zwischen Diskonto-Petroleum und der Marke der Deutschen Bank, dieses vaterländische Trauerspiel, für das sich unsere biedereren Anti-Rockefeller-Apostel schon Sod und Nische zurecht gelegt hatten, wird uns also erspart bleiben und den liberalen „Freihändlern“ wird das heißersehnte Glück lächeln, den Monopolteufel durch den Monopolbeelzebub vertrieben zu sehen. So steht nun die Diskontogesellschaft zwischen der Deutschen und der Dresdener Bank wie ein Bindestrich, wie ein t im Französischen, wo ein P hiatus vermieden werden soll. Wenn die Gewerkschaft nicht Deutscher Kaiser hieße, müßte sie symbolisch Friedlicher Nachbar heißen. Dieser Name aber ist schon vergeben; und die drei Banken werden in sich selbst, nicht in verhallenden Namensschällen, die Kraft zur Erhaltung und Entwidlung der friedlichen Nachbarschaft finden müssen, mit der sie sich auf dem Prospekt der neuen Obligationen vor der Öffentlichkeit brüsten. Daß der Kommerzienrath Koenne von der Deutschen, der Geheimrath Müller von der Dresdener Bank in den Aufsichtsrath der Kohlegesellschaft Nordstern gewählt worden ist, wird dazu beitragen, die Zahl der Berührungspunkte zu mehren. Wer weiß, was man da noch Alles erleben wird? Verschwören darf man im Reich der Finanz überhaupt nichts, jedenfalls noch viel weniger als im Bezirk der Politik, — und schon da wird oft ja das Unwahrscheinliche Ereigniß. Die Sucht nach einer Vermehrung sämtlicher Aufsichtsrathsstellen, die 1904 bei den Aktiengesellschaften epidemisch zu werden droht, hätte dann doch wenigstens ein Gutes gewirkt. „Unberufen“, sagt man in solchem Fall an der Börse. Während aber in den hohen Regionen balsamische Frühlingslüfte wehen und aus Aeolsharfen Schälertöne locken, läßt sich von unten her ein Grollen vernehmen, ein scharfer Wind erhebt sich und urplötzlich legt es über den festlich gedeckten Tisch, daß die Zipsel des zierlich gestickten Tafeltuches flattern und die Teller klirren. Wer hat unseren Gottesfrieden gebrochen? Das Wort erstickt in der Kehle. Denn der ungebetene Gast hat nicht das Thor erbrochen. Er wohnt mit im Haus. Die Arbeiter verlangen das Wort.

Man muß staunen, daß sie es erst jetzt thun. Längst war ja die Riesentwicklung vorauszu sehen, die das neue Syndikat der rheinisch-westfälischen Kohlenindustrie sichern würde. Selbst wenn man Thyssen (Deutscher Kaiser), Daniel (Reumühl und Rheinpreußen), die beiden Zechen Oberhausen, Osterfeld von der Gutehoffnungshütte, ferner Westende, die Zeche des Rhönitz, also die wichtigsten Gruben, die früher nicht mit syndiziert waren, abzieht, bleibt als Beteiligungs-zuwachs für die Syndikatszechen unter der Herrschaft des neuen Vertrages noch immer ein Quantum von 9 bis 10 Millionen Tonnen. Und dieses Plus, das die Gesamtbeteiligung aller im neuen Syndikat vereinigten Zechen auf fast 78 Millionen Tonnen im Jahr steigert, hat eine doppelte Sicherheit erhalten. Erstens ist den Zechen das Recht entzogen worden, unter Berufung auf neu angelegte Schächte auch eine neue Quote zu verlangen; dadurch ist jeder weiteren Expansion, sofern sie der Willkür entspringt, ein Ziel gesetzt. Zweitens aber vermag die Syndikatsleitung jede Konkurrenz noch unverritzter Kohlenfelder, wo immer sie auftauchen möge, durch rechtzeitige Transaktionen im Keim zu ersticken; dabei denke ich noch nicht einmal an PreSSIONen, wie sie neulich die Harpener Bergbaugesellschaft als Theilbesitzerin der Bohrergesellschaft Annaliese in einem der Auffschliebung feindlichen Sinn durchgesetzt hat. Die syndizierten Zechen sitzen also in einem behaglichen Nest; im wärmsten Eckchen die größeren, die sich in den letzten Jahren mit beträchtlichem Kapitalkaufwand eine ausreichende Unterlage für weitgehende Forderungen geschaffen haben und deren Wünsche das Syndikat denn auch erfüllt hat. Schon die Dioidenden, die unsere großen Bergwerks-gesellschaften fürs abgelaufene Jahr ausschütteten, lassen erkennen, daß die Verwaltungen ihrer Sache sicher sind und von der Zukunft große Dinge erwarten. Gelsenkirchen und Hibernia vertheilen 1 Prozent, der Bödner Bergwerksverein $2\frac{1}{2}$ Arenberg 5, der Mühlheimer Bergwerksverein 3, Konsolidation 1 Prozent mehr als im vorigen Jahr. Daß in den letzten Generalversammlungen manchmal beweglich über das Kohlen-geschäft geklagt worden ist, brauchte man nicht allzu traurig zu nehmen, wenn man die Absicht gemerkt hatte. Den Zechen geht es gut, wirds weiter gut gehen und die Vetter wären klug berathen, wenn sie nun Etwas für die Bergarbeiter thäten. Sie brauchten ihnen nicht auf dem Präsentirtbrett ihren Theil an dem neuen Glück anzubieten, sollten aber endlich wenigstens alte Beschwerden anhören und längst verurtheilte Uebelstände beseitigen. Vor Allem ist das „Nullen“ verhaßt; das so oft besungene Recht der Aufsesser, Arbeitsleistungen zu streichen, weil das zu Tage geförderte Kohlenquantum allzu sehr mit Steinen vermischt oder aus anderem Grund unzulänglich sei. Der Unternehmer, der die barbarische Methode anwendet, um sich schadlos zu halten, bedenkt nicht die tausend Stöße und Pflöcke, denen der Förderwagen nach der Füllung durch den Hauer vom tiefen Stollen aus bis zur Hängebank hinauf ausgesetzt ist. Immer wittern die Aufsesser Nachlässigkeit und Faulheit des Bergmannes, auch wenn solche Untugend nicht ein einziges Mal wirklich erwiesen ist. In England, wo man sich doch auch ein Bißchen auf den Kohlenbergbau versteht, wird nach dem Gewichte der geförderten Kohle bezahlt. Das ist zwar kein ideales, doch ein besseres System als das unserer Nullwirtschaft. Wohl hat die Berggesetznovelle vom Jahr 1892 den Arbeitern das Recht eingeräumt, die Nullungen zu kontrolliren; aber „ohne Störung der Förderung“ muß, nur auf ihre eigenen Kosten, durch Mitglieder der Belegschaft,

darf dieses Recht ausgeübt werden. Diese Bedingungen nehmen dem Kontrollrecht alle Wirksamkeit. Das Nullen gehört natürlich zum Komplex der Lohnfragen. Wir haben gehört, daß eine Kameradschaft von drei Hauern an einem Tag zusammen nur 2 Mark 40 Pfennige verdiente, weil ihr unter 12 Förderwagen 10 genullt worden waren. Die Frontseite der Lohnfrage sieht aber nicht etwa schöner aus; eher noch häßlicher. Als im Frühjahr 1908 wegen des steigenden Kohlenabfahes im Ruhrgebiet mehr Leute gebraucht wurden, die man sich, wie schon seit geraumer Zeit, aus den Ostprovinzen verschrieb, da lockten die Werber ihre Opfer mit Lohnbüchern herbei, in denen Monatsverdienste von 200 Mark verzeichnet standen. Grober Schwindel. Im Durchschnitt verdient selbst ein sehr tüchtiger Hauer nicht einmal drei Viertel dieser Summe. Die Löhne sind seit sechs Jahren kaum wesentlich gestiegen und waren damals nicht gerade sehr hoch. Der vom Wagen erzielte Nutzen hat sich seitdem aber beträchtlich erhöht; und nur darauf kommt es an. In allen Tonarten ward die Rückkehr der Konjunktur besungen und dem Himmel gedankt, weil Frankreich und Nordamerika uns zur rechten Zeit den Gefallen thaten, Bergarbeiterstrikes zu veranstalten und dadurch unsere eigene Produktion zu beleben. An der Berliner Börse gab es eine fröhliche Pauze in Kohlenaktien. Die Entwicklung des Syndikates, dann besonders der Beitritt der Gewerkschaft Deutscher Kaiser wurde mit Jubel begrüßt: denn nun mußten die Anderen folgen; des Bergarbeiters aber dachte kein Mensch. Daß er noch lebe, fiel den reichen Leuten erst wieder ein, als er sterben zu wollen schien, als 17000 Bergmänner von der Wurmkrankheit befallen wurden. Und was geschah nun? Man forderte ein obligatorisches Gesundheitsattest beim Wechsel der Arbeitsstelle; die Gebühr wurde erst nach langen Kämpfen von 6 auf 2 Mark herabgesetzt. Dann kam eine gütige Verfügung der Harpener Bergbaugesellschaft: man solle wurmkranken Arbeitern Zuschüsse aus der durch Strafgeelder alimentirten Unterstützungskasse gewähren, die doch für Nothfälle durchaus anderer Art, ganz sicher aber nicht dazu bestimmt ist, der Gesellschaft die Verantwortlichkeit für ihre eigenen Handlungen (Zuziehung fremder, infizirter und infizirender Arbeiter) abzunehmen. Drittens wurden — gelobt sei der Name des langen Müller! — neue Klosets gebaut. „Wir haben“, so erklärte der preussische Gewerbe minister im Reichstag, „den Zeichen vorgeschlagen, die Aborteinrichtung über Tag in erheblichem Maß zu verbessern. Das ist in glänzender Weise geschehen. Ich habe leider vergessen, die Photographien mitzubringen. (Weiterkeit.) Sie würden in der That gefunden haben, daß diese Lokalitäten eine gewisse Anziehungskraft auszuüben im Stande sind (Weiterkeit).“ Vielleicht hat Herr Müller seit dieser Erklärung noch ein Uebriges gethan und in jeder „Lokalität“ die als Brochure erschienenen Sozialistenreden seines beliebtesten Kollegen, auf feines Papier gedruckt, mit perforirtem Rand, aufhängen lassen, so daß der Anreiz zum Verweilen für jeden Patrioten und Feuilletonfreund noch größer geworden ist. All diese erbaulichen Resultate der Ankolostomiasis haben aber den deutschen Bergarbeiter für das Nullen und die schlechte Bezahlung nicht zu entschädigen vermocht. Und da es der Kohlenindustrie so gut geht, durfte er doch hoffen, von diesen Lasten befreit zu werden.

Trotzdem wäre er vielleicht noch länger stumm geblieben. Seit dem großen Bergarbeiterstrike des Jahres 1889 war die Widerstandskraft der Belegschaften im Ruhrgebiet stets gering und die Zeichenbesitzer haben, in Wahrung berechtigter

Interessen, durch Heranziehung fremder Elemente, namentlich aus dem Osten, dafür georgt, daß der Stamm seine alte Zähigkeit nicht zurückgewinne. Ob im Fall eines Rassenstrikes der Versuch mit einer Audienz beim Kaiser heute erfolgreich wiederholt werden könnte, ist, zumal nach dem Mißgeschick, das den Hauptdelegirten vom Mai 1889 später traf, mindestens zweifelhaft. So erklärt sich die Thatfache, daß die Bergleute zwar manchen Anlauf genommen haben, aber noch nicht zum Handeln gekommen sind. Jetzt aber ist eine neue Wendung eingetreten, die ihnen den Muth der Verzweiflung zu leihen scheint; und an dem pflegt jede andere Erwägung zu zerfallen. Die großen Betzen bereiten sich, die kleinen aufzukaufen, um sie stillzulegen und ihre Syndikatbetheiligungen auf den eigenen großen Betrieb zu übernehmen, der sich bei stärkerer Förderung viel besser rentirt, weil er auf die größtmögliche Menge zugeschnitten ist. So wird es bald der Betze „Vereinigte Maria Anna und Steinbank“ ergehen, die der Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation an Herrn Matthias Stinnes verkauft hat. Durch diesen Besitzwechsel werden 1200 Arbeiter zur Auswanderung gezwungen, wenn sie nicht einen anderen Beruf ergreifen wollen und können; die Härte dieser Nothwendigkeit wird nur wenig durch die Zusage des Bochumer Vereins gemildert, den Wegziehenden die Reise- und Transportkosten zu ersetzen, noch weniger durch die Entthüllung, daß man schon zehn Jahre lang die Stilllegung geplant und die Ausführung nur aus Rücksicht auf die Arbeiterschaft und die betroffenen Gemeinden vertagt habe. Was sollen die Leute jetzt mit den kleinen Anwesen beginnen, für die sie den Kaufpreis mühsam aus ihren kargen Ersparnissen zusammenscharren? Und wie der Maria Anna, so wirds auch noch anderen Betzen, Belegschaften und Gemeinden zwischen dem Hellweg und der Ruhr ergehen. Mit eisigem Griff packt die tote Hand des syndizirten Großbetriebes, bei dem, allen Persönlichkeiten zum Trost, das Ewig-Sachliche, das unumstößliche Gesetz der wirtschaftlichen Entwicklung die treibende Kraft ist, ganze Landstriche und erdrückt alles warme Leben. Die Sozialdemokratie kann sich nur, wenn sie ihr eigenes Dogma verleugnet, gegen einen Prozeß erheben, der an die Stelle einer regellosen, unökonomischen Produktion eine geregelte, ökonomische setzt und so der Zukunftsgesellschaft vorarbeitet. Die Bourgeoisie, die in den verurtheilten Gemeinden ein Wehgeschrei erhebt, weil ihr die Kundenschaft der Arbeiter entzogen wird, erhält den gerechten Lohn dafür, daß sie der Sache des Bergmannes ihre Stimme erst lieh, als es ihr selbst an den Krügen ging. Die armen Bergleute aber werden mit ihrer Existenz die Kosten des Problemes zu zahlen haben. Sie werden sich wehren, ohne Erfolg, aber mit desto größerer Erbitterung. Werden die glücklicheren Genossen, die in den großen Betzen arbeiten, sich ihnen verbünden? Logisch wäre es nicht; doch der Groll, den die Engbergigkeit vieler Unternehmer seit Jahren in der ganzen Bergarbeiterschaft Westfalens angesammelt hat, könnte leicht zu einer allgemeinen Bewegung führen, deren Ausgangspunkt dann gewiß schnell vergessen würde. Schon jetzt vergißt man ja, daß es sich wirklich, wie der Geheime Bergrath Schulz gesagt hat, um „einen naturnothwendigen Prozeß“ handelt, dessen Entscheidung aufgeschoben, aber nicht aufgehoben werden kann. Ob die Presse schilt und die Regierung einzugreifen versucht: die Tendenz der Entwicklung drängt an das Ziel, nur da noch zu produziren, wo der Produktion die günstigsten Bedingungen gegeben sind.

Dia.



Preßpranger.

S In der Magdeburgischen Zeitung fand ich den folgenden Bericht: „Landgericht Magdeburg, Sitzung vom einunddreißigsten März. Der Arbeiter Hugo Bönsch aus Fernerleben, geboren 1863, wurde am neunten Juli und fünften November 1903 in einer Prozeßsache vor der hiesigen Ersten Zivilkammer als Zeuge vernommen und erhielt an Versäumniskosten drei Mark und zwanzig Pfennige bezw. vier Mark ausgezahlt, während er nach den späteren Ermittlungen jedesmal nur zwei Mark zu beanspruchen hatte. Der Angeklagte will aus Noth gehandelt haben. Die Kammer erkannte wegen Rückfallbetruges auf eine Zusatzstrafe von anderthalb Jahren Zuchthaus und dreihundert Mark Geldstrafe, eventuell weitere zwanzig Tage Zuchthaus, und auf zweijährigen Ehrverlust“. Weil ein armer Schlucker im Ganzen drei Mark und zwanzig Pfennige mehr gefordert und erlangt hat, als ihm nach dem knappen Zeugengebührentarif zukam, wird er fünfhundertsebenundsechzig Tage ins Zuchthaus gesperrt und verliert für zwei Jahre die Ehrenrechte, für immer die Möglichkeit, zum Durchschnittslohn Arbeit zu finden. Ungefähr hundertundneunzig Zuchthausstage für jede ertrogene Reichsmark. Von Rechtes wegen und im Namen des Königs. Warum werden über ein solches Urtheil nicht hundert Zeitartikel geschrieben? Warum nicht in jeder Zeitung die Namen der Richter genannt, die es fällen konnten?

In der berliner Stadtverordnetenversammlung hat der Vorsteher, Herr Dr. Vangerhans, neulich einen Sozialdemokraten gerüffelt, der dem Oberbürgermeister Ritscher Mangel an sozialem Verständniß nachgesagt hatte. Herr Dr. Paul Vangerhans, Praktischer Arzt, Barrikadenkämpfer a. D. und Mitglied der Freisinnigen Volkspartei, war ganz empört, beinahe heiser vom Zorn und rief, solchen Ton werde er als Vorzüglicher niemals dulden. Daß der rothe Stadtverordnete im besten Recht war, kann nur bestreiten, wer nie eine Advokatenrede von der Spitze unseres Stadthauptes plätschern hörte. Doch darauf kommts hier nicht an. Vom Bundesrathstisch des Reichstages träumen die Exzellenzen sich in Mohammeds siebenten Himmel, wenn ihnen von den Erwählten des Volkes nichts Kergeres gesagt wird als: Ihr habt kein soziales Verständniß. Ein Präsident, der solchen Sazes wegen auch nur die Hand nach der Blockstrecke, würde selbst von den Konservativsten erludt, sich geschwind einen leiblichen Abgang von der Tribüne zu sichern. Als in der Zolltarifdebatte die Präsiderten die gräßsten Schimpfreden abschnitten oder rützten, wurden sie in der liberalen Presse wie schlechte Schuppupper behandelt. Was im Rothen Haus des Freisinn's geschah, ist im Reichstag niemals versucht worden. Man stelle sich das Gesicht des Herrn Bebel vor, wenn er verhindert würde, dem Grafen Posadowsky oder Herrn von Einem das soziale Verständniß abzuspochen. . . In der berliner Stadtverordnetenversammlung hat die Minorität ungleich geringere Redefreiheit als je in einem verschrienen Junkerparlament. Und in den liberalen Blättern spürest Du keinen Hauch. Wer will den alten Vangerhans kränken? Der gute Greis hat vor zehn Jahren einem pariser Reporter anvertraut, Caprivis Politik sei dem Deutschen Reich tausendmal nützlicher als Bismarck's, vor neun Jahren eine thörichte Petition gegen die Umsturzvorlage abgesandt. Gegen dieses Nonstrum hatten damals zwar schon die besten Männer im Land ihre Stimme erhoben; aber der Stadtverordnete Birchow fand dennoch, Kollege Vangerhans, der gerade fünfundsebenzig Jahre alt wurde, habe „jene große Leistung voll-

bracht, die plötzlich wie eine große Erweckung über ganz Deutschland gegangen ist und den Volkgeist zum ersten Mal wieder entzündet hat wie lange nicht zuvor; wie ein Blitz ist da ein Licht aufgegangen über die Tiefe der Situation, in die wir gekommen sind.“ In diese Tiefe hatte uns, nebenbei jeils bemerkt, Caprioli, der Vater der Umsturzwortlage, gebracht. Thut nichts: Paulus Sangerhans wird bald Fünfundachtzig und hat sich um die Freiheit der deutschen Bürger so ungeheure Verdienste erworben, daß ihn kein Redlicher kritisiren darf. Das ist die Ordnung, so will es das Recht.

Aus dem Osterartikel der Bostischen Zeitung: „Vergeblich ist es, darauf hinzuweisen, daß außer Christus auch andere Männer religiöse Wahrheiten von großer Bedeutung verkündet haben: Lao, Buddha, Mohammed. Lao und Buddha haben für die Ausbreitung der Kultur nichts gethan; ihre Wirksamkeit hat sich auf einen engen Kreis beschränkt.“ Auf untrer Erde giebt's jezt ungefähr dreihundertfünfzig Millionen Buddhisten; und gar so eng wird am Ende auch der Kreis nicht sein, dem Lao Tse der Weiseste gilt. Solcher Kohl wird den Stammtischgästen der Intelligenz vorgesetzt. Müßten wir sammeln, um für die Redaktion der Königlich Privilegirten Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen den Großen Meyer oder Brodhaus anzuschaffen?

Wir wollen lieber nicht thun. Ruppeltante Voh verdient Geld genug, das auch nicht mehr im Mindesten stinkt. Blättern wir mal zwei Minuten. Am siebenundzwanzigsten März wird ein „reiches Mädchen vornehmster Geburt, das besonderer Umstände halber schnell heirathen soll“, an „edel denkende Herren der oberen Gesellschaftsklassen“ ausgedoten. Edel denkt doch wohl Jeder in dem Augenblick, wo er sich seinen Namen, der die Vaterschaft eines Anderen zu decken soll, mit braunen Scheinen bezahlen läßt. Am neunundzwanzigsten März sucht ein „junger, gut situirter Herr, der unter den Pantoffel zu kommen wünscht, eine hübsche, energische, blonde, junge Dame behufs Heirath“ und ein „gebildeter Herr sucht mit einer energischen, unabhängigen und strengen Dame von stattlicher Figur in Verbindung zu treten zwecks Heirath.“ „Behufs“ und „zwecks Heirath“: diese Auzurenwörterchen werden natürlich nur hingeschrieben, damit Verleger und Inseratenredakteur nicht wegen Vermittlung unzüchtigen Verkehrs bestraft werden können. Nie ward auf solchen Wegen ein Weib gefreit. Im Grunde finds, wie ein Brandstich merken muß, Rasochistenannoncen. Und deren Entrog säckeln hoch betitelte und höher angesehene Herren behaglich ein. Rein: der ruppigen Bettel wollen wir doch lieber kein Verizon schenken.

In Magdeburg war Redakteurtag und gewiß wurde ein Erklöckliches über die Sitteneinheit und Würde der deutschen Presse geredet; ganz gewiß. Dann aber erhob sich ein tagender Redakteur und sichte die Theaterdirektoren an, nach der Auführung von Stücken, für die keine Lantieme mehr zu zahlen ist, ein Prozentchen vom Reinertrag, ein einziges nur, den Herren von der Presse zu „überlassen“. So unklug werden die Bühnenleiter nicht sein; sie müßten sonst ja fürchten, daß ihnen alle „Novitäten“, weil sie Autorensold kosten, in der Zeitung zerfetzt und nur die Werke der mindestens dreißig Jahre schon Toten auf den Brettern gebuldet würden; denn die brächten den Journalistenklassen Gewinn. Schlauer, doch nicht weltkundiger war ein anderer Redakteur. Der sprach: „Wir sind es doch, die für die Theater Reklamen schreiben, die, oft gegen unsere Ueberzeugung, die Stücke, die der Herr Direktor

bietet, loben und herausstreichen müssen. Wir sind das Gewissen der Nation. Man bringe deshalb energisch darauf, daß auch für uns Wohlthätigkeitsvorstellungen veranstaltet werden. Mit deren Ertrage könnten die Direktoren manchem Kollegen in der Noth große Erleichterung schaffen.“ Niemand schrie mühsend auf. So gehört sich. Herr Hans Gabe, jetzt Doktor der Presse, soll jeder Geschäftsmann Tribut, jede Jungfer den Hemdzins zahlen und er soll sogar in Bordellen bei stärkstem Andrang für die Hälfte des Tarifpreises das ganze Vergnügen haben. Denn er ist das Gewissen der Nation. Doch in welchem Erdwinkel haust denn der Mann, der in Magdeburg tagte? Was er ersucht, ist — mit Recht wurde er in der Leipziger Volkszeitung dran erinnert — in der Reichshauptstadt seit Jahrzehnten Ufance. Hat er in seinem Leben nie von dem Verein Berliner Presse gehört, der vor Gericht erklären ließ, die den Zeitungschreibern so reichlich gespendeten Freibillets seien „das Äquivalent“ für die Tag vor Tag gedruckten Reklamenotizen, und der, bis er allzu hart angefaßt wurde, von Schauhauspräsidenten und Gastspielern immer neue Benefizien erbat? Nie von dieses trefflichen Vereines früh verstorbenem Erstling, dem Berliner Presse-Klub, der allein den schon damals entkräfteten, schon damals öffentlich angegriffenen Pommernbankdirektoren fünfzehntausend Mark als „unbefristetes und unverzinsliches Darlehen“, also zu Deutsch als Geschenk, abgekndpft hat? Ehe man auf dem Konzil einer Großmacht das Wort ergreift und Anträge stellt, sollte man doch den Kollegen Spiegelberg fragen, wie es in der großen Welt aussieht. Der Frager hätte dann auch erfahren, daß es nicht Sitte ist, laut vor vielen Ohren über Geschäfte zu reden, die man am Besten mit Einem heimlich anfängt, und daß im Faustdrama, für das keine Tantieme mehr zu zahlen ist, mit dem Tag, an dem die groß gewordene Schande bloß geht, nach philologischer Feststellung nicht der Redakteurtag gemeint sein kann.

„Wenn die Neapolitaner, die sich so naiv geben, so naiv ihre Gefühle ausleben lassen, heute die deutsche Flagge tausendfach wehen lassen, so zeigt Das wohl eine natürlüche Achtung der deutschen Nation gegenüber; allein in allererster Reihe kommen hierdurch die Sympathien zum Ausdruck, die man Kaiser Wilhelm dem Zweiten entgegenbringt. Der Deutsche Kaiser fesselt und reizt die Neapolitaner, sie schwärmen für ihn, sie lieben ihn instinktiv, sie fühlen sich hingezogen zu seiner Persönlichkeit, von der so viel Eigenartiges und Machtvolles, so viel Phantasie und so viel Kraft, so viel Schwärmerisches und Begeisterndes, so viel Spontanität und so viel Glanz ausgeht. Neapel prangt im deutschen Zeichen; man feiert die deutschen Farben, die in diesem einzigen Stadtgebilde jetzt auch eine Rolle spielen. Allein täuschen wir uns nicht: in Alledem spiegelt sich der Eindruck wider, den Kaiser Wilhelm des Zweiten so gewaltig fesselnde, so machtvoll interessirende Persönlichkeit auch bei den Neapolitanern erregt hat, bei den Neapolitanern erregen mußte.“ Also sprach vor der Vokalanzeigergemeinde unser Alfred Holzbock, der Kulturpsychologe und Folklorist, über den eigenartigen, machtvollen, phantastereichen, kräftigen, schwärmerischen, begeisternden, spontanen, glänzenden, gewaltig fesselnden Kaiser; buchstäblich so. Schade, daß er nicht ins Hoflager befohlen wurde; vielleicht hätte er sich, wie er's aus dem Verkehr mit kleinen Theatermädchen gewöhnt ist, mit den Worten vorgestellt: „Ich bin der Doktor Holzbock vom Vokalanzeiger und kann Ihnen sehr viel nützen.“